Bei den heeresgruppen Hindenburg und Mackensen


JE SUIS CE QUI A ETE
CE QUI EST ET CE QUI SERA
ET NUL MORTEL N'A ENCORE LEVE
LE VOILE QUI ME COUVRE

Bei den Heeresgruppen Hindenburg und Mackensen

von

Ludwig Ganghofer

Stuttgart

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

CISSARZ

Ludwig Ganghofer

Bei den Heeresgruppen
Hindenburg und Mackensen

Bei den Heeresgruppen Hindenburg und Mackensen

von

Ludwig Ganghofer

1.—10. Tausend.

Stuttgart 1916
Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart

Bei Hindenburg.

Am ersten September 1915 war es, wenige Tage nach dem Falle von Nowo-Georgiewsk. Am Morgen, vor Tagesanbruch, war ich von Warschau abgefahren, und nun, da der Abend sinken will, führt meine Reise mich einer langersehnten Stunde entgegen.

In der sinkenden Dämmerung schimmert eine große Seefläche, auf der ein kühler Herbstwind die weißköpfigen Wellen schürt. Jetzt grüßen über den See herüber die Firste einer kleinen freundlichen Stadt, an der ich keine Zerstörungsspuren zu gewahren vermag.

Eine ungeduldige Erregung befällt mich bei der Einfahrt in die Hauptstraße, deren Laternen eben aufbrennen. Viele Soldaten, viele Offiziere. Aus dem lärmlosen Leben, das ich da sehe, spricht etwas Gehobenes heraus, ein Wille zu gedämpfter Ruhe — fast empfindet man's wie etwas Feiertägiges. Ich bin in der stillen Stadt, die das Hauptquartier

und die Arbeitsstätte unseres großen Heimatserlösers ist, das Hauptquartier des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg.

In dem Hotel, in dem ich Unterkunft finde, erwartet mich eine Einladung zum Abend.

Eine stumme, lauschige Alleestraße. Vor einer kleinen, hübschen Villa stehen zwei Schilderhäuschen. Die beiden Posten mustern mich sehr mißtrauisch. Ich vermute, daß ich ohne die Begleitung des Offiziers, der mich führte, nicht bis zur Haustür dieser Villa gekommen wäre.

Wir treten ein, zuerst in einen schmalen Vorraum, dann in ein Empfangszimmer, nicht viel größer, ohne Möbelprunk, sehr anheimelnd, mit Stühlen und bequemen Lehnsesseln um einen kleinen Tisch herum. Mich empfängt ein schlank und hoch gewachsener Offizier in Generalsuniform, den ich nicht zum erstenmal sehe. Am 20. August sah ich ihn bei der Kaiserparade auf dem ruhmreichen Siegesboden vor dem brennenden Nowo-Georgiewsk. Damals mußte man mir sagen, wer das wäre: Meister Hindenburgs treuer Helfer und Arbeitskamerad, sein Generalstabschef v. Ludendorff. Und nun ist mir's eine Freude, so nahe

vor ihm zu stehen, seinen freundlichen Gruß zu empfangen und ihn recht mit Muße betrachten zu können. Er sieht viel jünger aus, als er nach dem Generalsalter einzuschätzen ist. Das leicht Bewegliche seiner Gestalt, die elegante Haltung und der gestutzte Schnurrbart mahnen noch an den Leutnant von einst. Ein Starker und Großer in reifen Jahren zu sein, bedeutet immer: ein Stück Jugend in sich bewahrt zu haben. Etwas Jugendliches ist auch in seiner Art, zu sprechen, in seiner rasch, natürlich und sicher fließenden Rede, die für das, was sie sagen will, kein überzähliges Wort benötigt. Wüßte man nicht, was er gilt für uns, so brauchte man nur ein paar von seinen bestimmten Sätzen zu hören, um mit Überzeugung zu fühlen: der ist was und kann was. Temperamentvolles Naturell und eine zur Ruhe gebändigte Lebensfülle geben seinem Wesen eine prächtige Mischung. Gegenüber der scharfen Prägung dieses Soldatenkopfes denkt man auch an einen Diplomaten. Seine Augen, in denen das Wissenwollen glänzt, haben einen Blick, der hinter die Außenseite der Dinge sieht. Und durch die hohe und glatte Wölbung der

Stirne leuchten Klugheit und Energie heraus.

Mir waren es wertvolle Minuten, vor diesem Manne stehen zu dürfen. Aber es kam für mich auch eine harte Enttäuschung, als er sagte: „Der Feldmarschall hofft Sie morgen zu sehen, heute kann er an der Mahlzeit nicht teilnehmen, er hat noch zu arbeiten.“ Wenn Hindenburg arbeitet, darf man sich als Deutscher was anderes nicht wünschen. Es war mir aber doch in diesem Augenblick, als hätte man die hellen Lichter des kleinen Raumes ein bißchen herabgeschraubt.

Man ging durch einen Raum, in dem die jüngeren Offiziere des Stabes speisen, und trat in das Mahlzimmer, in dem eine Tafel von zehn oder zwölf Gedecken gerade noch ausreichend Platz findet. Eine hübsche Holztreppe steigt von hier zum oberen Stock hinauf. Ob sein Zimmer da droben ist?

An der Tafel kam eine freundlich animierte Stimmung. Zwischen die ernsten Zeitgespräche mischte sich immer wieder ein heiteres Wort, ein behagliches Auflachen. Und nach der Mahlzeit verwandelte sich das kleine Empfangszimmer bei einem Schoppen Münchener in eine

gemütliche Rauchstube. Mir lag das Gerüttel der weiten Tagesreise in den Knochen, meine Lider wurden schwer, und ich mußte an den Heimweg denken. Dabei beging ich die große Unvorsichtigkeit, zu verraten, daß ich die zwölfstündige Autofahrt zu spüren begänne. Müdigkeit ist eines von den Dingen, die man immer verschweigen soll. Daß ich mich dieser schönen Weisheit nicht erinnerte, das mußte ich ein paar Minuten später büßen.

Zehn Uhr. Und plötzlich erheben sich alle Offiziere. Die Türe wird geöffnet, und der Feldmarschall tritt ein, in bequemer Litewka, ernst, einen schweigsamen Gruß nickend. Man sieht es ihm an, er ist von der Arbeit, die er spät verlassen, noch nicht völlig losgelöst; aber in seinem festen, ehernen Gesicht — das ich keinem Deutschen zu schildern brauche, weil wir es alle kennen, Mann, Weib und Kind — in diesem Gesicht ist keine Spur von Abspannung zu entdecken; eher sieht der Marschall aus wie einer, der draußen in der Natur war und sich Erfrischung holte, sieht aus wie ein Jäger, der sich an einem abendlichen Pirschgang erquickte.

Er heftet den ruhigen Blick auf mich, ich stehe vor ihm, und nun ist die Stunde da, der ich mich seit Wochen und Monaten entgegenfreute. Und da bin ich wach, ganz wach, bin frisch und lebendig, bin ferne von jeder Müdigkeit. Alle Zerstörungsbilder, die in Ostpreußen und zwischen den masurischen Seen an meinen Augen vorüberglitten, zucken als wundersamer Erinnerungswirbel in mir auf. Und es ist mir wie ein dankbares Glück, vor dem Hintergrund solcher Bilder den deutschen Heerführer sehen zu dürfen, der diesen Verwüstungsschreck und alle mit ihm verbundenen Zukunftsdrohungen von unserer Heimat abwehrte. Bei solcher Begegnung schärfen sich die Augen, und die Sekunde wird zu einem blitzartigen Insichsaugen von Linien und Eindrücken. Und da sah ich plötzlich an der Form seines Kopfes etwas, was mir früher, so häufig und aufmerksam ich seine Bilder auch betrachtete, noch niemals aufgefallen war: dieses wuchtige, gewaltsame und fast eigensinnige Aufwärtsstreben der Stirne und des Oberkopfes. Man möchte denken: er hat seit seiner Jugend immer einen Helm getragen, der ihn beengte;

und der Kopf, der noch immer wachsen wollte, mußte sich, da er am Wachstum in die Breite behindert wurde, so gewalttätig nach aufwärts heben. Wieviel Gedankenraum ist dabei entstanden, unter diesem kurzgeschnittenen, trotzigen Haar! Und noch etwas anderes, was keines seiner strengen Bilder mir gezeigt hatte, sah und erkannte ich jetzt dem Leben gegenüber: die große und ruhevolle Güte in seinen Augen.

Ein freundlicher Gruß. „Ich freue mich, daß Sie gekommen sind. Leider hab' ich mich heute verspätet. Und jetzt muß ich nachessen. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen zumuten darf, sich nochmal an den Tisch zu setzen —"

Einer, der es sicher sehr gut mit mir gemeint hat, sagte: „Der Herr Doktor wollte sich eben verabschieden. Er ist heute von Warschau hierher gefahren, zwölf Stunden im Auto, und fühlt sich müde."

„Na also, dann morgen! Auf Wiedersehen!"

— — Ich bin im Leben schon oft sehr unzufrieden mit mir gewesen. Aber einen Zorn, wie auf dem Heimweg durch die menschenleere

Alleestraße über das voreilige Wort von meiner Müdigkeit, hab' ich noch selten wider mich empfunden. —

Am folgenden Morgen, gegen neun Uhr, wurde ich abgeholt für die Fahrt zur Enthüllung des Kriegerdenkmals auf der „Seehöhe". Die Straße windet und schlängelt sich um blaue, langgestreckte Seebecken herum, vorbei an zerstörten Dörfern und vorüber an Buchenwäldern, deren Grün sich in Blutfarbe zu verwandeln beginnt. Unser Weg überschreitet die alten, verlassenen Schützengräben und zeigt mir viel neue, rastlose Arbeit zur Sicherung unseres Landes. Der Offizier, der mich begleitet, sagt: „Notwendig ist das wohl nicht mehr. Aber die Pflicht erfordert es. Jeder Möglichkeit vorbeugen, heißt sicher sein."

Das Ziel unserer Fahrt, ein weit über die vielen Seebecken ausblickender Hügel, ist die ehrwürdig gewordene Blutstätte des Königsberger Landwehrbataillons. Das hatte hier im verwichenen Herbst, unter dem Ansturm feindlicher Übermacht, einen mörderischen Tag zu überdauern. Das Bataillon wurde aufgerieben bis auf wenige Mann, alle Offi-

ziere fielen. Sie hielten aus, bis der Tod, nicht der Feind, sie überwand. Auf der Stätte, wo sie begraben wurden, hat sich das Denkmal ihres Mutes und ihrer Heimatstreue erhoben, in einem lichten, hochgehügelten Föhrenwäldchen, von dem man hinaussieht über die masurischen Seen und über das schöne ostpreußische Land, das heute, soweit man es überschauen kann, unter grauen Schleiern durchflüstert ist von einem sinnenden Ernst.

Auf den Hügelgehängen sind in großen Gevierten die Arbeiterbataillone aufgestellt. Manchmal blinzelt ein bißchen Sonne aus den Dünsten heraus, das Feldgrau der Uniformen bekommt einen Goldton und leuchtet. Viele Zuschauer haben sich eingefunden. In ihren Gesichtern ist keine Neugier, nur Würde und Ergriffenheit. Und eine Gruppe schwarzgekleideter, blasser Frauen seh' ich: die Witwen, die Mütter und Schwestern der Gefallenen. Sie stehen unbeweglich, und alle schauen auf das Denkmal hin.

Der hohe Steinobelisk, aus unbehauenen Klötzen gefügt, erhebt sich auf festem Sockel, aus dessen Sandstein eine Landsturmkappe über

zwei gekreuzten Fahnen herausgemeißelt ist. Als Inschrift nur die beiden Worte: „Deutsches Heldengrab". Der große breite Erdriegel, unter dem die Tapferen ruhen, trägt in grüner Ziergärtnerei das Eiserne Kreuz und die Worte: „Mit Gott für Kaiser und Reich". Das Ganze ist schmuck und freundlich mit einem Geländer aus weißen Birkenästen umfriedet, alles zwischen schlank aufgewachsenen Kiefern, durch deren schwarzgrüne Nadelfahnen der Herbstwind mit leisem Geraschel hinweht.

Ein Kommando: „Stillgestanden!" Die männlichen Zuschauer entblößen die Köpfe, alle Frauen und Kinder strecken sich. Hindenburg ist auf dem linden Sandboden lautlos herangefahren und steigt aus dem Wagen, in der Hand den Marschallstab. Die Offiziere begrüßen den Feldherrn und geleiten ihn zum Denkmal. Die Musik beginnt zu spielen. Ein tausendstimmiges Lied. Und dann ein Männerchor, dessen Klang unter dem Rauschen des Herbstwindes etwas wundersam Gedämpftes und Heiliges bekommt. Der evangelische Feldprediger spricht, dann der katholische Priester. Und der Kommandeur des Landwehrbatail-

lons, dessen Helden an jenem blutigen Tage so todesmutig für die Heimat standhielten, bringt das Hurra auf den Kaiser aus. Wieder mischen sich mit den Klängen der Musik die tausend Stimmen der Männer, Frauen und Kinder: „Deutschland, Deutschland über alles!" Die Feier ist zu Ende. Ich trete näher, möchte gern das erste Wort hören, das der Marschall spricht. Seine Augen suchen: „Wo ist der Bildhauer? Der hat da was sehr Schönes gemacht. Ich möchte ihm danken." Der junge Mann wird aus den Reihen des Arbeiterbataillons herbeigeholt, in dem er als Landstürmer dient. Freundlich redet der Marschall mit ihm und hält die Hand des jungen Soldaten lange in der seinen. Dann drängen alle Zuschauer, Bürger und Soldaten, gegen die Straße hin, auf der der Wagen des Feldmarschalls vorgefahren ist. Ein jubelndes Hoch von vielen hundert Stimmen, und der Wagen gleitet wieder lautlos über den weißgelben Sand davon.

Als die Menschengruppe bei der Denkmalsstätte sich schon zu lösen beginnt, seh' ich neben dem weißen Birkenzaun ein junges blon-

des Weib sitzen, mit einem Kindchen auf dem Schoß. Ich muß die beiden genau betrachten, weiß nicht, warum. Ruhig, ein verträumtes Leuchten in den Augen, sieht die Frau zu mir auf und sagt mit leiser Stimme: „Der Meine ist auch dabei gewesen.“ Und dreht das Gesicht hinüber zu dem unter Kränzen verschwundenen Grabhügel. —

Während der ganzen Heimfahrt klang mir immer diese Stimme, in der sich Schmerz und Stolz ineinanderwoben. Und in der stillen Alleestraße, unter dem Dach der kleinen Villa, hörte ich den Marschall an der Tafel ein ernstes, nachsinnendes Wort sprechen, das eine Gedankenbrücke hinüberbaute zu der leisen Frauenstimme, die ich am Morgen vernommen hatte. Hindenburg sagte: „Heute bei der Heimfahrt von der Seehöhe hab' ich etwas sehr Schönes gesehen. Auf einem Acker gingen drei Pflüge, hinter jedem Pflug eine Frau. Da wird man ehrfürchtig.“

Eine kurze und stille Mahlstunde, ganz unter dem nachwirkenden Eindruck der Feier auf der Seehöhe. Und als ich dem Feldmarschall auf seine Frage nach meiner Familie

erzählt hatte, daß mein Sohn und meine Schwiegersöhne im Heer stünden und meine Frau allein in München säße, nahm er das Veilchensträußchen seines Gedeckes und schob es vor mich hin: „Legen Sie das in den nächsten Brief, den Sie heimschreiben!“

Mein Besuch im Hauptquartier des Marschalls fiel gerade mit der Zeit zusammen, in der zu Berlin der „Eiserne Hindenburg“ enthüllt wurde. Die Freude über diese volkstümliche Ehrung seines Namens war in seinen Augen zu lesen, obwohl er über die Sache, als man an der Tafel von ihr redete, nicht viel Worte machte. Er sagte lächelnd: „Ich besorge, meine gute Frau wird dabei eine unbehagliche Minute haben, wenn sie mir einen Nagel in den Leib klopfen soll.“

Jedes Wort, das er spricht, hat die Prägung seiner Eigenart. Auch jede Bewegung. Immer mußte ich ihn betrachten. Empfindet man die freundliche, stets mit Ernst und auch immer mit einem Lächeln gemischte Güte seiner Rede, hörte man dieses ruhige Hinrollen seiner langsamen und gewichtigen Stimme, fühlt man die liebenswürdige Aufmerksamkeit, die er dem

Gast an seiner Seite widmet und die er für das Wort jedes anderen hat, und erfährt man von seiner Geduld für all das Vielfache, das suchend oder wünschend zu ihm kommt, so fragt man sich immer wieder: Wie ist es möglich, daß ein Mann, der unter seiner Stirne das Ringen einer Welt umfaßt, noch Zeit und Empfänglichkeit hat für alles Minderwichtige, das mit dem Lauf jedes Tages an ihn herantritt?

Daß es so ist, das ist ein Maßstab für seine Art. Die vielbeschäftigte Mittelmäßigkeit muß sich absondern, muß die Ellenbogen frei behalten, sich immer auf sich selbst besinnen. Je größer ein Mensch ist, um so leichter findet er zwischen aller Fülle seines Wirkens noch Zeit für kleine Höflichkeiten. Diese Wahrheit spürt man dem Marschall gegenüber, und da wird man bescheiden, wenigstens dicht vor seinen Augen. Ich hatte mir, bevor ich zu dieser Mittagstafel kam, allerlei Fragen zurechtgelegt, auf die ich gern eine Antwort des Marschalls vernommen hätte. Doch als die kostbare Stunde für mich gekommen war, wurde jede egoistische Neugier stumm in mir, und alles

war vergessen, was ich hatte fragen wollen. Was braucht man auch als Deutscher noch viel zu fragen, wenn man den Feldmarschall von Hindenburg im Gespräche sagen hört: „Wir machen es. So schnell, wie es die Ungeduldigen haben möchten, kann es nicht immer gehen. Ein Glück, daß der geduldige Verstand daheim in der Majorität ist.“

Um ein Uhr war man zu Tisch gegangen, Punkt zwei Uhr erhob sich der Marschall. „Mit der Zeit, in der ich ruhen kann, muß ich sparsam und pünktlich sein. Am Abend hat die Arbeit oft langen Atem.“ Wie der Feldmarschall von Hindenburg häufig nachessen muß, so muß er auch täglich vorschlafen, um ein Wachender in jeder Nachtstunde sein zu können, die eine wichtige Entscheidung von ihm verlangt.

Den ganzen Nachmittag beschäftigte mich der starke und tiefe Eindruck, den die Eigenart seiner Persönlichkeit auf mich gemacht hatte, die herzliche, fast väterliche Wärme seines Wesens und sein kraftvoller, mit Bildern und Gedanken spielender Humor, dessen ruhiger Hammerfall immer die richtige Stelle

trifft und lange Erörterungen überflüssig macht durch ein kurzes, klarstellendes Urteil. Ob er von bedeutsamen Dingen oder von einer Nebensächlichkeit der laufenden Stunde spricht, er findet immer einen Ausdruck, der nie an die Sprache eines anderen erinnert, sondern stets sein eigenes Wort ist, voll Wille und Festigkeit in jedem Laut, ein Dokument seines klaren Menschentums. Und dieser ruhmreiche Feldherr, dessen soldatische Erfolge aus Bedacht und Kühnheit quellen, ist in seiner Art, sich unter Menschen zu geben, von einer so einfachen und selbstverständlichen Natürlichkeit, daß sie fast wie ein Widerspruch zum Weltglanz seines Namens berühren könnte. Welch ein stolzes Gefühl muß das sein: zu wissen, daß man ein Berufener war und ein Befreier seines Volkes wurde, ein Mithelfer an allem Zukunftswerden seiner Heimat! Was war er für uns vor Ausbruch des Krieges? Und was ist er uns heute! Wie ehern und unverrückbar muß eine menschliche Natur gefügt sein, um bei so jähem Aufstieg zur Höhe des Ruhmes keinen Wechsel und Wandel in sich selbst zu erfahren! Ein Offizier, der den Marschall

kennt aus früheren Zeiten, sagte zu mir: „Er ist heute genau so, wie er immer war!" Ein Mann der starken Tat ist auch immer ein großer Mensch. Die Unwandelbarkeit in jeder Wesensfaser ist eine angeborene und bleibende Eigenschaft des tiefsten Menschentums. —

Am Abend war ich wieder in der kleinen Villa. Der Marschall trat mit der guten Nachricht ein: „Heut haben wir alle westlichen Festungswerke von Grodno genommen, morgen sind die Unseren in der Stadt." Zu mir sagte er: „Wenn Sie frühzeitig am Morgen von hier wegfahren, werden Sie gerade rechtzeitig zur schönen Erledigung kommen."

Unter der Siegesbotschaft des Tages blühte an der Tafel eine frohe, lebhaft bewegte Unterhaltung auf. Und weil man den Marschall gerne lachen sah, trug jeder an der Tafel nach Kräften dazu bei, um dieses heitere Aufatmen vom Ernst der Arbeit für ihn zu verlängern. Unter anderem erzählte ich von einem Versicherungsbeamten, der anfangs Juli auf meine telephonische Anfrage, ob ich in die Unfallversicherung aufgenommen werden

könnte, kategorisch antwortete: „Nein!" Verwundert fragte ich: „Warum denn nicht?" Die Antwort lautete: „Man weiß doch einigermaßen, wie unvorsichtig Sie sind. Schluß!" Nach herzlichem Lachen erzählte der Marschall: „Na, mir ist gerade das Gegenteil passiert. Als der Krieg ausgebrochen war und ich schon im Dienste stand, schrieb ich meiner Frau, sie möchte sich erkundigen, wie es mit meiner Lebensversicherung wäre, ob sie weiterliefe oder nicht. Meine Frau hielt Nachfrage und bekam die Antwort: Die Sache hat keine Schwierigkeit, in puncto Gefährdung rangiert Ihr Herr Gemahl als Offizier a. D." —

Ob's angebracht oder unbescheiden war, einmal mußte ich im Verlaufe dieser munteren Tafelstunde zum Feldmarschall von meiner dankbaren Verehrung als Deutscher sprechen — einer Verehrung, für die ich einen Maßstab hätte; sie wäre so groß, daß ich ihm keines von den vielen Liedern übersandte, die ich auf ihn gesungen. Er sagte freundlich: „Warum denn nicht? Hätten Sie mir alle zusammen geschickt, so hätt' ich sie ganz gewiß gelesen. Je schwieriger eine Arbeit ist, um so

lieber macht man sich dran. Aber mit einem Gedicht, da hat man ein hartes Anfangen. Bevor man recht ins Vergnügen hineinkommt, ist es schon wieder zu Ende. Ich bin für das Ausdauernde."

Aus heiterem Geplauder glitt das Gespräch immer wieder zum Ernst der Zeit hinüber. Man sprach vom verbissenen Ringen an der italienischen Front, von der zähen, heldenhaften Tapferkeit der Österreicher auf ihren Bergen droben. Einer an der Tafel fragte: „Wenn jetzt mit dem Spätherbst im Hochgebirge die schweren Schneefälle kommen, was werden denn da die Italiener machen, die das Frieren nicht lieben?" Und der Feldmarschall, einen Pfirsich für seine gewohnte Abendbowle schälend, sagte ruhig: „Da werden sie machen, daß sie so schnell wie möglich herunterkommen."

Ehe man sich von der Tafel erhob, schrieb der Feldmarschall für mich, als Erinnerung an den Abend, seinen Namen auf die Rückseite der Mahlkarte. Und sein Arbeitskamerad und Mithelfer, General von Ludendorff, schrieb den seinen drunter. Ich mußte die zwei Namenszüge, die da vereint auf einem Blatte stan-

den, lang betrachten. Sie sind verschieden und stimmen doch zu einander, sind wie ein Gleichnis, wie eine Deutung des Zusammenwirkens dieser beiden Männer.

Die Schrift des Marschalls, so fest und klar und geradlinig sie ist, geht raumfüllend ins Breite, hat einen weitausholenden Zug mit schöngeschwungener Initiale, und erzählt dem Handschriftendeuter von Phantasie und künstlerischem Formsinn. Besonders charakteristisch ist die abschließende Linienschlinge, die nach dem letzten Buchstaben rasch zurückfährt, um mit dem Häubchen über dem U den Namenszug zu vollenden. Was dieses Gleichnis der Schrift für Meister Hindenburgs Leben und Werk bedeutet, das mußten die Russen erfahren. Als sie meinten, er wäre schon fertig und abmarschiert, da kam er wie Sturm und Blitz herangefahren, um die Sache gründlich zu erledigen.

Unter dem Namen des Marschalls steht der Name Ludendorffs wie die Ergänzung des gemeinsamen Siegels. Die Buchstaben sind von energischer Gleichmäßigkeit, schlank und eng aneinandergedrängt. Man möchte beim

Anblick dieser Schrift, die einer rasch geschriebenen Zahlenreihe ähnlich ist, auf einen Mathematiker raten, jedenfalls auf einen Mann, der scharf zu rechnen pflegt, und der es mit allen Dingen seiner Arbeit sehr genau nimmt.

Das Schriftbild ist ein Kind der Hand, die aus Blut und Nerven des Menschen gebildet ist, dessen Wille sie bewegt. Es wäre keine Phantasterei, aus den Eigenschaften dieser Seite an Seite geschmiegten Schriftzüge einen Schluß auf die Art des geistigen Zusammenwirkens der beiden Heerführer zu ziehen. Aber für unsere Dankbarkeit genügt es reichlich, die sichere Wahrheit erlebt zu haben: daß die Zusammenarbeit dieser zwei deutschen Männer — in denen der erfinderische, weitschauende, zugreifende Geist und der gewissenhafte Prüfer, der genaue, den Erfolg vorausbeweisende Rechner sich zu starker Einheit mischen — den Osten unserer Heimat gegen jeden feindlichen Ansturm sicherte und die verheißungsvolle Straße in das freie Zukunftswerden unserer verbündeten Völker mit eisernem Fundament unterbaute.

Für den rastlosen Arbeitswirbel, in dessen

Mitte diese Beiden ruhig und aufrecht, ordnend und schaffend stehen, gab mir der Abend jenes zweiten Septembers noch ein Vergleichsbild durch den Nachtbesuch der Telegraphen- und Telephonzentrale des Hauptquartiers der Ostarmee. Das war ein überwältigender Eindruck. Mir wurde zumut, als hätte man mich mitten hineingesetzt in einen riesenhaften Webstuhl mit tausend gleitenden und sich kreuzenden Fäden, mit hundert schnurrenden Spulen. Ein großes zweistöckiges Haus mit vielen Kellern und Hintergebäuden — und aller Luftraum vollgepackt mit Ruhelosigkeit, alle Decken und Wände übersponnen mit Drähten, alle Stuben und Kammern dicht mit Apparaten bestellt, und auf Schritt und Tritt ein Gewirr emsiger Geräusche, ein Ticken, Tacken, Knistern, Pochen und Rascheln, ein unenträtselbares Heimchenkonzert von Flüsterlauten. Und alle diese fragenden und meldenden Stimmen laufen zu den beiden großen Männern in der kleinen Villa und kommen zurück als Befehl und Antwort, die ins Weite fliegen.

Sieht und hört man's eine Minute, so glaubt man, daß man irrsinnig werden müßte

in der nächsten — und dabei erlebt man die Überraschung, daß man ruhig wird, immer ruhiger, obwohl man's den Getreuen nicht nachmachen könnte, die durch Tag und Nacht hier arbeiten mit eisernen Nerven. Und diese komplizierte Unbegreiflichkeit ist so eingerichtet, daß sie innerhalb weniger Stunden verschwinden kann, und daß jedes Einzelne, wenn es hier seine Arbeit einstellt, in der gleichen Minute an einem hundert oder zweihundert Kilometer entfernten Orte schon wieder vorhanden ist und seine Arbeit beginnt.

Wär's nicht Wahrheit, so wäre das eins der unglaubwürdigsten Märchen unserer Zeit.

Straßenkampf in Grodno.

Fünf Uhr morgens, am dritten September. In Nebelstimmung, bei zögerndem Tageserwachen, geht meine Fahrt durch das nördliche Polen gegen Grodno, dessen westliche Festungswerke am 1. und 2. September durch die badischen, schleswig-holsteinischen, hamburgischen und ostpreußischen Regimenter der Armee des Generals von Scholtz genommen wurden.

Auf einen hindernisreichen Boden gestellt, kämpfte dieser Heerführer seit dem Anbeginn unserer neuen Offensive im russischen Polen Heerseite an Heerseite mit General von Gallwitz. Vor fünfundvierzig Jahren, im deutsch-französischen Kriege, standen die beiden als junge Artilleristen Batterie an Batterie. Nun wirkten sie als siegreiche deutsche Heerführer nachbarlich nebeneinander. Während Gallwitz die Festungen Ostrolenka, Rozan und Pultusk nahm, eroberte General von Scholtz das von Sümpfen umgebene Lomza und Ossowiez und

zertrümmerte jetzt mit wuchtigen Schlägen die Außenwerke von Grodno, dessen Fall ich mitzuerleben hoffe. Morgen? Oder schon heute?

Unsere Reise geht an dem trüben Tage durch dunkle Föhrenwälder von üblem Aussehen; sie scheinen unter grauem Flor über die Verwüstung zu trauern, der sie halb zum Opfer fielen. Dann kommt ein Moorland von trostloser Öde und Melancholie. Nur Sumpf und Schilf. Die Unken singen, und manchmal hört man das Pfeifen eines Wasserhuhns. Hier lagen die Unseren monatelang vor dem von den Russen hartnäckig verteidigten Ossowiez. Überall die Spuren eines schweren Kampfes. Und viele Gräber. Die Festung ist ein Gewirre von Schutthaufen, denen man es noch ansieht, wie stark diese Burg des Feindes gewesen ist.

Hinter Ossowiez muß man lange fahren, bis die Landschaft sich aufhellt und ein bißchen gefälliger wird.

Um zehn Uhr erreichen wir Krasnostok, eine alte Klostersiedelung, jetzt das Hauptquartier des Generals von Scholtz, des Siegers von Lomza, der morgen der Bezwinger von

Grodno sein wird.

Weiter! Ich möchte keine Minute versäumen. „Recht haben Sie!“ sagte der General. „Aber am Abend, wenn alles schön in Ordnung ist, werden Sie, wie ich hoffe, mein Gast sein. Mehr als ein Zimmer mit Strohsack, Tisch und Sessel kann ich Ihnen nicht anbieten. Die Russen, als sie von hier weggezogen, haben nicht nur die Nonnen, auch die Betten mitgenommen.“

Das Auto beginnt zu jagen, wir haben Eile, die Unseren sind schon in den Straßen von Grodno, wo sie kämpfen müssen um jedes Haus. Je näher wir der Festung kommen, um so lauter rollt das Dröhnen der Geschütze ineinander. Zur Rechten und Linken der Straße sieht man auf sandigen Hügeln etwas Zerrupftes: die westlichen Forts, die schon genommen sind. Fünf russische Grabenstellungen mit dichten Drahthindernissen liegen hintereinander. Die Wälder zwischen ihnen sind auf weite Strecken abgeholzt, und die noch stehenden Bäume sind von Granaten zerrissen. Auch jetzt, in dieser Verwüstung, sehen die Festungswerke noch aus wie uneinnehmbare Stellungen.

Und die Unseren haben sie doch genommen.

Ein Zug von Gefangenen. Von der Stadt her hört man schon das Gewehrgeknatter, und eine vieltürmige Dächersilhouette steigt über die Hügel herauf. Ein Bahnhof, an dem wir vorbeifahren, liegt in Trümmern; zwischen den niedergebrannten Güterschuppen gewahren wir schwere Geschützmunition in großer Menge. Als die Kisten, in denen sie verwahrt gelegen, zu glühen begannen, explodieren viele Granaten. Hunderte von zentnerschweren Geschossen liegen wie Erbsen durcheinandergeworfen.

Wir kommen zu einer Beobachtungsstelle, die in einen Feldhügel eingegraben ist. Man sieht im Tal drunten ein Stück des Flusses, drüben die feindlichen Stellungen am Waldsaum. Immer und überall Gewehrsalven. Und drüben über den glänzenden Wasserflächen des Njemen sieht man einzelne Russen zwischen den Bäumen hin und her huschen, sieht brennende Häuser und wallenden Rauch.

Eine stille, fast menschenleere Vorstadt. Auf steiler Straße geht es zum Njemen hinunter, über dessen dunkle Fluten die riesenhaften Trümmer und Gitterschläuche der bei-

den von den Russen gesprengten Brücken hin und her starren, gleich dem ungestümen und im Zorn zerschlagenen Spielzeug eines Gigantenkindes. Und drüben steht die über ein Hügelgehäng emporgebaute Stadt, an deren Mauern das Echo eines jeden Schusses rasselt wie der Einschlag eines Blitzes.

Über die Pontonbrücke, an der noch immer gerichtet und gezimmert wird, geht ein ununterbrochener Strom von Feldgrauen, von Geschützen und Munitionswagen. In dem Stadtteil, der von den Unsern schon erkämpft wurde, wagen sich die Einwohner zögernd und verschüchtert aus den Häusern heraus. Spricht man die Leute an, so schweigen sie oder geben ausweichende Antworten. Die Polen glauben noch nicht an die Niederlage der Russen, und die Juden sagen: „Wir müssen jedes Wort überlegen, sonst tragen es die Polen den Russen zu.“ Die hatten den Juden prophezeit, daß die Deutschen ihre Häuser ausrauben, ihre Weiber schänden und ihre Kinder davonschleppen würden, um „Deutschlands Geburtenrückgang“ auszugleichen. In solcher Stunde, in der die verstörten Menschen

noch zittern vor Angst und Sorge, wären mancherlei wissenswerte Wahrheiten zu erfahren. Aber zu langen Gesprächen ist keine Zeit. Noch fallen die russischen Granaten über die Stadt her, und in der gegen Osten gelegenen Kasernenvorstadt krachen ruhelos die Gewehrschüsse des Straßenkampfes. Wagen mit Verwundeten fahren vorüber, einer von ihnen läßt auf dem Pflaster eine rote Zitterlinie zurück. In der Tiefe einer langen Gasse beginnt ein großes Gebäude zu brennen. Das sieht ganz unwirklich aus und erinnert an eine Theaterszenerie.

Am südöstlichen Ende der Stadt liegen die Russenleichen in verschwenderischer Menge über dem groben Fahrpflaster und auf den Bürgersteigen. Einer sitzt gegen einen Laternenpfahl gelehnt, und einer läßt aus zertrümmertem Erdgeschoßfenster den Oberkörper mit langen Armen heraushängen. Manche, die da umherliegen, haben noch Lebensfarbe im Gesicht, noch einen ungebrochenen Glanz in den Augen. Von dem namenlosen Künstler, der das Straßenbild dieses Tages schuf, würde ein strenger Kunstrichter sagen: er hat Kitsch

gemacht, hat zu viel Rot verschwendet, ohne den grellen Ton zu dämpfen.

In einem engen, schmutzigen Höfchen sehe ich etwas Furchtbares. Da knien, seitlich an die Mauer gelehnt, zwei russische Soldaten voreinander, die sich im Tod noch umschlungen halten. Waren es zwei, die einander haßten und sich schwer beschimpft und beleidigt hatten? Und wollten sie sich, ehe der Kampf dieses Tages begann, nach russischer Sitte versöhnen? Knieten sie in Reue voreinander nieder, umarmten und küßten sie sich? — Während sie es taten, flog die Granate, die den Türstock aus der Mauer schmetterte, zwischen den beiden Köpfen hindurch und nahm die Gesichter mit. So erstarrten die zwei Versöhnten, kniend, einer noch den anderen mit den Armen umklammernd. Und die zwei Köpfe hängen mit leeren, rostfarbenen Wundhöhlen hin und her, als möchten sie einander noch in die Augen schauen, die nimmer da sind. —

Wir erreichen die letzten Häuser der inneren Stadt. Ihre Mauern sind wunderlich getüpfelt. Und drüben über der Bahnstrecke liegt die Kasernenvorstadt, aus der die Stimmen

des Kampfes zu mir herüberrasseln. In dem tief eingeschnittenen, unter feindlichem Flankenfeuer stehenden Hohlweg der Eisenbahn graben sich unsere Schwarmreihen über den hohen, steilen Rasendamm empor. Die erste Reihe schiebt sich schon über die Böschung hinaus. Aus den Fenstern und Dachluken der russischen Blockhäuser und des großen Offizierskasinos krachen die Gewehrschüsse. Ihr Hall vermischt sich mit einem dumpfen, unbestimmten Lärm, von dem sich nicht erraten läßt, woher er kommt und was ihn erzeugte. Ist es Brandgeprassel in geschlossenen Räumen? Verzweifeln die Russen an dem Glauben, sich halten zu können, und werfen sie Feuer in die Magazine? Es wirbelt schon braun und schwarz aus vielen Dächern. Aber in und hinter den großen steinernen Kasernen leistet der Feind noch erbitterten Widerstand — da sieht man die Rauchfinger und Blitzpfeile der Gewehrschüsse in vermehrter Menge aus verbarrikadierten Fenstern und aus schmalen Schießscharten herauszucken.

Die Unseren führen zwei große Minenwerfer ins Gefecht. Innerhalb weniger Mi-

nuten sind die todspeienden Ungetüme in der Deckung eines Obstgartens aufgestellt. Es donnert ihr erster Schuß. Man sieht die mächtige stählerne Bohne hinaufschweben gegen den Himmel, sieht sie gleich einer schwarzen Sternschnuppe wieder fallen, mitten hinein in einen Kasernenhof. Ein paar Sekunden, dann eine furchtbare Detonation. Die Erde zittert. Und da drüben fliegt ein schwarzes Ungeheuer von Rauch und Schutt in die Luft empor und flattert nach allen Seiten auseinander.

Ein Erkundungstrupp der Hamburger und Schleswig-Holsteiner, denen ich mich angeschlossen, rückt mit flinken Sprüngen in die Kasernengasse hinein, jeden Alleebaum für einige Sekunden als Brustschild nützend — und hinter uns besetzt die erste Schwarmreihe die dem Feinde schon abgerungenen Blockhäuser. Wohin sich der Blick verirrt, überall sieht man einen gefallenen Russen — jeder ist lang ausgestreckt, die meisten auf dem Gesicht, mit vorgeschobenen Armen, und das Gewehr liegt einige Meter vor ihren gespreizten Fingern — ein Zeichen, daß sie im Davonspringen fielen.

Immer aufs neue brüllen die Minenwerfer, und überall ist die Luft durchzwitschert von Dingen, die man nicht fliegen sieht.

Mein Begleitoffizier, ein junger schwäbischer Generalstäbler, und ich, wir nehmen Deckung in einem Kasernengebäude, in dem es schauderhaft aussieht. Die Russen, ehe sie vor wenigen Minuten von hier entwichen, haben alles kurz und klein geschlagen, alles vernichtet und verschweint. Durch das Fenster sieht man auf brennende Proviantschuppen, und noch immer stechen die Feuerstrahlen der feindlichen Schüsse aus den Nachbarhäusern. Im Gewirbel des Qualmes, der alles schon zu umschleiern beginnt, schießen die Russen schlecht. Die Hamburger und Schleswig-Holsteiner lachen dazu, und wenn sie durch die Stubenfenster hinausschießen, kracht es immer wie ein Böller. Auch beginnt in den brennenden Gebäuden schon die Munition zu explodieren. Das gibt ein Getöse, daß man taub wird und das Wort seines Kameraden nimmer versteht.

Drüben im nächsten Haus verstummen die Schüsse des Feindes. Vorwärts, weiter um

dieses Haus! Eine Reihe von zehn Schleswig-Holsteinern mit einem schneidigen Oberleutnant rückt ungedeckt in der Straße vor, sperrt sie von Mauer zu Mauer und gibt Feuer, so oft ein Russenkopf irgendwo herausguckt oder ein paar fliehende Feinde über die Straßentiefe gegen die offenen Felder springen. Immer brüllt der Minenwerfer dazwischen, immer aufs neue schrillt der Warnungsruf: „Obacht, Mine!“ Rasch bergen sich die Unseren bei diesem Ruf hinter Bäumen und Mauerkanten. Die schwarze Stahlbohne saust aus der Luft herunter, fünfzig Meter vor uns. Zwischen Dächern und Gemäuer verschwindet sie. Ein grauenvolles Aufdröhnen inmitten der feindlichen Verstecke. Dann eine turmhohe Schuttfontäne. An allen Fenstern in der Runde zerklirren die Glasscheiben, deren Scherben umherspritzen wie blitzender Hagel. Und als der schwarze Rauch sich verzieht, ist die Hälfte einer Kaserne verschwunden. „So,“ sagt einer von den Schleswig-Holsteinern, „nu haben wir freieres Schußfeld!“ Die zehn, zwölf festen Männer sperren wieder die Straße. In rasendem Laufe springen da vorne ein paar Russen

über den Weg. Die Salve der Unseren knattert. Zwei von den Feinden stürzen, einer bleibt liegen, der andere rafft sich wieder auf und verschwindet hinter einem deckenden Rasenbuckel.

Weiter, zum nächsten Haus! Es ist das russische Offizierskasino. Auch hier die gleiche Verwüstung wie in den Mannschaftsräumen. Nein, noch schrecklicher ist es. Weil mehr zum Verwüsten vorhanden war, sind die Scherbenhaufen noch größer als in den Soldatenstuben. Auch scheint die russische Offiziersintelligenz mehr Phantasie zum Vernichten zu haben, als der slawische Bauernverstand. Alle Möbelstücke sind zerschmettert, alle Bücher der Bibliothek zerrissen und in Fetzen umhergestreut, alle Spiegel zerschlagen, alle Lampen, das Tafelgeschirr und alle Bilder. Unter dem schauerlichen Wust, der den Boden bedeckt, gewahre ich ein zerknülltes, von Stiefelabdrücken beschmutztes Bild, das ich kenne und liebe: die „Sünde" unseres Franz von Stuck. Ich kann und darf dieses Bild nicht liegen lassen im russischen Verwüstungsdreck, nehm' es vom Boden auf, rolle das Blatt zusammen und

umwickle es mit einer roten Vorhangschnur. So hab' ich die „Sünde" während der folgenden Stunden immer in der Hand.

Zu sehen ist nimmer viel, alles ist von Rauch umweht, und die nahen Brände wachsen zu gewaltigen Flammen empor, deren strahlende Hitze man über hundert Meter empfindet.

Noch immer knattert's von der letzten Kaserne her. Und wieder brüllt von unseren Minen eine. Unter Gedonner geht ein Geriesel durch den Erdboden. Wieder verschwindet ein Kasernentrakt, und aus der Explosionswolke spritzen Quadersteine, Balken, Hausgerät, Fensterteile und Türstöcke heraus. Inmitten dieser tobenden Hölle stehen die Schleswig-Holsteiner und die Hamburger, als wären sie die „eisernen Männer" von Innsbruck. Und einer sagt: „Guck, wie se loofen, die Ludersch!" Alle Gewehre fahren auf, die Salve kracht, ich sehe keinen Russen mehr.

Vorwärts um zwanzig Meter. Eine Mine kommt. Ich decke mich hinter einem Baumstamm und trete auf etwas Lindes, auf die Hand eines Gefallenen. Verzeih mir's, du

Toter! Ich sah dich nicht.

Weiter, weiter! Eine heiße Arbeit ist's für die Unseren. Einer von den Hamburgern sagt zu mir: „Gestern hat der liebe Gott zu früh Abend werden lassen, wir haben nichts mehr gesehen, und da sind die Kerls wieder in die Häuser hereingekrochen. Nu haben wir schon den ganzen Tag Arbeit mit diesen russischen Kaninchen."

Immer höher wachsen die Flammen der brennenden Gebäude. Ein dreihundert Meter langes Feuergewoge und Rauchgewirbel. Hinter dieser lodernden Riesenhecke dröhnen die Explosionen unserer Minen. Und immer wieder knattert im Glutgemenge die platzende Munition. Man kann nimmer unterscheiden, was Gefecht und was Sprengung im Feuer ist.

Zwischen zwei Bäumen seh' ich einen von den Unseren taumeln und rasch mit der Hand an die Stirne greifen. „Nu ooch, heute brauch' ich nich mehr zu kochen!" sagt er ruhig. Dann überwirft es ihn, und er redet nimmer. —

Es hat zu regnen begonnen, und ein fauchender Sturmwind bläst in die Gluten. Rauch und Flammen schlagen über die Straße hin.

Jener verwundete Russe, der sich hinter den Rasenbuckel rettete und der's in dem Qualm und in der sengenden Hitze nimmer auszuhalten vermag, streckt den kappenlosen Kopf über den Graswall heraus und bettelt mit beiden Händen. Was er schreit, ist nicht zu verstehen; man merkt nur, er bittet um Hilfe. Da sagen drei von den Schleswig-Holsteinern gleichzeitig: „Den müssen wir holen, 's is doch 'n Mensch!" Sie stellen die Gewehre fort und schreiten los. Nun bringen sie ihn auf zwei Zaunstecken aus dem Rauch herausgetragen. Der Russe hat ein leichenblasses Gesicht, aber ganz ruhig ist er, und eine Hoffnung glänzt in seinen Augen. Der Regen, der über ihn herfällt, scheint ihn zu erquicken; mit der Zunge schlürft er die Nässe ein, die ihm über die Lippen sickert.

Auch aus einer anderen Gasse seh' ich ein Kleeblatt von Barmherzigen herauskommen. Drei Hamburger bringen in einer Wolldecke eine alte, kranke Frau getragen, in deren Stube die Russen hineingeschossen. Und zwischen allen Kampfbildern ist immer eine hastige Wallfahrt der armen Leute zu sehen, die mit ihrem

Säcklein voll Habe vor dem russischen Kugelregen und vor dem nach allen Seiten umherspringenden Feuer flüchten.

Bei strömendem Regen klettern unsere nachrückenden Reserven in langen Zügen durch den tiefen Hohlweg der Eisenbahn. Prachtvoll ist's anzusehen, wie die langen, feldgrauen Männerschlangen sich über das Gehänge des Dammes herunterrollen, das Bahngeleise überfluten und drüben wieder hinaufklimmen über die steile Böschung. Aus allen Gassen quellen Feldgraue heraus, und die dichten Gruppen lösen sich zu Schwarmreihen. Jeder Weg nach vorwärts geht zwischen brennenden Häusern hindurch.

Bei den letzten Gebäuden der Kasernenvorstadt beginnt das Salvengerassel der Russen schwächer zu werden; sie müssen sich auf ihre Feldstellungen und gegen den Waldsaum zurückziehen.

Um freien Ausblick über das Feld zu gewinnen, folge ich mit meinem Begleitoffizier einer nach Osten führenden Straße. Neben einem der letzten Häuser nehmen wir Deckung. Das Feld, über das wir hinschauen, ist noch

unbesetzt von den Unseren. Und da seh' ich aus einer Ackermulde drei Russen herauftauchen. Jeder von ihnen winkt mit einem Stecken, an dem ein grauer, schmutziger Lappen hängt. Ich hebe die weiße Papierrolle der Stuckschen „Sünde“ hoch und winke, winke und winke. Die drei Russen kommen herangelaufen. Einer ist unter ihnen, der ein bißchen Deutsch versteht. Ich frage: „Sind noch andere da, die sich ergeben wollen?“ Eifrig nickt er und zeigt mit den gespreizten Fingern fünf- oder sechsmal die Zahl zehn. Ich gebe ihm mein frischgewaschenes Taschentuch, damit er die Zögernden mit diesem deutlicher erkennbaren Weiß heranzuwinken vermag. Sie kommen nicht. „Holen! Flink!“ Er rennt davon, und noch ehe die erste Schwarmlinie der Unseren hinter uns herankommt, seh' ich den hurtigen Russen mit vielen Kameraden aus der Ackermulde heraushasten. Je rascher ich mit der weißen Papierrolle winke, um so flinker springen sie, dem Friedenszeichen vertrauend.

Ich versuche den braunen Schwarm zu zählen, der da herangesprungen kam. Sechzig oder siebzig müssen es sein; doch um genau

zu zählen, fehlt es an Zeit. Schon holt uns die erste Schwarmreihe der Unseren ein, und nun geht's weiter über die Felder, über die Brachböden und durch die nassen Kartoffeläcker. Hinter dem Dunst, der die östliche Ferne umspinnt, erkennt man undeutlich die russischen Feldstellungen und ihre Schützengräben am Waldsaum, aus dem die Maschinengewehre heraustacken. Die Schwarmketten der Hamburger und Schleswig-Holsteiner, denen die Linien der Ostpreußen folgten, müssen sich in Deckung werfen. Wo sich einer hinschmeißt auf die Erde, seh' ich vom Kartoffelkraut die Nässe aufspritzen, als wäre der Feldgraue in eine Pfütze gesprungen.

Hinter uns die roten, hochausgezackten Flammenmauern der Brände, vor uns das dämmergraue Nebelreißen. Alle Häuser, die noch nicht in Feuer aufgingen, sind von den Unseren besetzt. Aus allen Fenstern und Türen krachen die Schüsse der Deutschen. Auf den Dachböden werden Maschinengewehre aufgestellt und beginnen ihr hartes Knatterlied. Und weit hinter uns, über den Njemen und über die erkämpfte Stadt herüber, dröhnt die kraft-

voll einsetzende Hymne unserer Geschütze. Ein wundervoll ineinandergreifendes Wirkungsschießen beginnt. Drüben, wo die Russen liegen, donnern die Granatenschläge wild und rasch, alles verwandelt sich im Grau des sinkenden Abends in Qualm und feuriges Aufspritzen. Zur Rechten der Straße liegen die Unseren unbeweglich in den Kartoffelfeldern; dann immer wieder ein rasches Emporspringen, ein flinkes Vorwärtsstürmen um hundert oder hundertfünfzig Meter — und werfen sich die Feldgrauen von neuem in Deckung, so meldet das Aufsteigen einer weißen Leuchtkugel, wo sie liegen.

Zur Linken der Straße, zwischen der feindlichen Stellung und den von den Unseren besetzten Gebäuden, knattert und pfeift es ruhelos hin und her. Ich springe zu einem dieser Häuser hin. In die dämmerigen Stuben, durch deren Fenster die Unseren hinausfeuern, quillt der rubinrote Glanz der Brände herein, und die Feldgrauen sehen aus wie tintenschwarze Schatten. Und immer dieses hurtige Aufblitzen, das in den Abend hinausgreift wie ein aus Golddrähten geschmiedetes Gitter. Und immer

die lustigen Worte, die derben Scherze der Hamburger.

Draußen ist es schon so trüb geworden, daß ich mit dem Glase kaum noch zu sehen vermag. Dennoch kann ich erkennen, daß aus der feindlichen Feldstellung eine lange Reihe von Russen davonschleicht und gegen den Waldsaum hinüberhuscht. Die Schüsse der Unseren wirren sich zu einem jagenden Geprassel ineinander. Und plötzlich verstummt das Dröhnen der deutschen Geschütze. Es ist sechs Uhr abends. In dieser grauen Stille, in der nur das kleine Zischen noch hinfährt durch die Lüfte, hallt weit von rechts ein jubelndes Hurra von tausend Stimmen über die Straße herüber. Da drüben haben die Unseren eine Waldstellung genommen. Und nun tauchen über die ganze Breite der Felder alle Schwarmlinien der Schleswig-Holsteiner, der Hamburger und der Ostpreußen aus ihren Deckungen; die Häuser werden leer, durch Fenster und Türen springen die Feldgrauen ins Freie, und überall zwischen den roten Bränden quellen die stürmenden Gruppen hervor. Wohin ich schaue, hastet eine von diesen herrlichen Gestaltenreihen dem Feind

entgegen.

Zur Linken der Straße verstummt die feindliche Knattermühle. Aus den Feldmulden und aus den Waldsäumen tauchen Schwärme von Russen heraus, waffenlos, mit aufgehobenen Händen. Doch rechts von der Straße trommeln noch immer die Salven eines erbitterten Kampfes. Nun auch dort das deutsche Hurra, dieser wundervolle, brausende Aufschrei der deutschen Kraft. Die Bajonette voraus, rasen dort die Feldgrauen im Laufschritt gegen die letzte Stellung, in der sich der Feind noch zu halten sucht. Etwas Unbeschreibliches geschieht, so rasch, daß ihm die Augen nicht zu folgen vermögen — das Handgemenge. Dann ist alles ruhig. In diesem heiligen Abendschweigen das frohe Geschrei der Unseren, ihr Schwatzen, ihr Lachen. Und Russen, Russen, Russen, überall gefangene Russen. Der Sieg ist vollendet, Grodno in deutscher Gewalt.

Weiter und weiter rollt dieses freudige Stimmenrauschen in die von Dämmerung umsponnene Ferne hin. Und hinter uns das rote Glutgewoge der Brände, das alle Regenwolken in riesenhafte Rosen verwandelt.

Die Schwarmreihen sammeln sich zu Gruppen, die Züge der Gefangenen werden gegen die Stadt geführt. Ein junger Feldgrauer, mit der linken Hand in einer weißen Schlinge, zündet die Zigarette, die ich ihm reichte, am glühenden Balkenstumpf eines niedergebrannten Hauses an.

Wie der ganze Himmel, so röten sich auch der Waldsaum und die Felder vom Schein des immer weiterfressenden Feuers.

In der Stadt, deren Einwohnerzahl sich seit dem Morgen verdoppelt und verdreifacht zu haben scheint, begegne ich dem Gewimmel des nachrückenden Heerzuges. Der Nachtregen rauscht und macht allen Lärm und alles Gerassel zu einer milden Sache. Und bei der Njemenbrücke — jetzt könnte man sagen: bei der Brücke über die Memel — seh' ich unter dem Spiel der Scheinwerfer ein Gewirr von phantastischen Licht- und Schattenbildern. —

Und dann die festlich gehobenen Abendstunden, die ruhige, aller Opfer dankbar gedenkende Siegesfeier im Hauptquartier des Generals von Scholtz, des Eroberers von Lomza, Ossowiez und Grodno. Er hat Augen, aus

denen auch in Tagen des härtesten Ringens eine unbeugsame und gläubige Zuversicht herausleuchtet. Doch heller, als in jenen Abendstunden, in denen alles „in schöner Ordnung“ war, hab' ich sie niemals glänzen sehen. Im Naturell dieses echt deutschen Führers vermischen sich geschulte Besonnenheit und zäher Soldatentrotz mit einem gesunden Sanguinismus, der kein Hindernis kennt, weil er jedes Hindernis für überwindbar hält — man muß es nur zu packen verstehen in der rechten und vorbereiteten Stunde. Dazu ein Vorgesetzter, der seine Soldaten, „die braven Kerls“, nach dem Grundsatz behandelt: „Lieber ein warmes Wort mehr und eine Ermahnung weniger!“ Das führte ihn zum siegreichen Tage von Grodno.

Für mich kam, als dieser Tag unter rauschendem Regen in schwarzgewordener Nacht zu Ende ging, ein nachdenklicher Rückzug in die leere, kühle, nach unenträtselbaren Dingen duftende Klosterzelle, aus der die Nonne und leider auch jede Spur eines Bettes verschwunden war. Dem Evakuierungsbefehl der Russen hatten sich mit Erfolg nur die Flöhe wider-

setzt, die bekanntlich nicht gern auf weite Reisen gehen. Um so flinker orientieren sie sich über alles Naheliegende. Und ich Ärmster verstand es nicht, die Hindernisse dieser Nacht in der rechten Sekunde zu packen.

Ich weiß, das ist für die Geschichte des Tages von Grodno ein würdeloser Schluß. Aber die Wahrheit ist es. Der Riese eines großen Weltgeschehens kann nicht über die Erde schreiten, ohne daß die Satyrspiele des kleinsten Lebens um seine Mantelsäume hüpfen.

Unterbrochenes Tagebuch.

4. September 1915.

Alle Landschaft ist dunkel umhangen von den grauen Schleiern der polnischen Regengüsse. Die Bäche rauschen, die Straßen sind verwandelt in rinnende Kotkanäle, die Traufen plätschern, und von den Feldgrauen, die schwärzlich wurden, rinnt das Wasser herunter. Dennoch sieht man kein mißmutiges Auge, nur lachende Gesichter. Der Fall von Grodno schüttete gestern eine belebende Freude in die deutschen Soldatenherzen. Und überall klirrt und rasselt der Nachschub des Heeres, das den fliehenden Russen auf den Fersen ist.

Die Morgenfrühe hat gute Nachricht gebracht. Vor Tagesanbruch räumte der Feind alle östlichen Außenwerke der Festung, darunter auch das neue, erst vor wenigen Tagen vollendete Fort X., dessen Betonbauten und Kasematten die Russen um Mitternacht sprengten. Viele Millionen französischen Geldes, die da hineingebaut wurden, sind innerhalb we-

niger Sekunden unter gewaltigem Donnerdröhnen zu Scherben auseinandergeflogen.

Nun gehen die Russen in rascher Flucht gegen die Wälder von Jeziorn zurück. Die Unseren drängen ruhelos nach und lassen den weichenden Feind nicht mehr zu Atem kommen. Wenn er das Vorrücken der Feldgrauen durch kleine Nachhutsgefechte zu verzögern sucht, macht ihm das deutsche Geschützfeuer wieder flinke Beine. Gegen die elfte Vormittagsstunde ist die russische Rückzugsfront schon um zwanzig Kilometer von Grodno weiter gegen Osten gedrängt.

Immer donnert und dröhnt es im Rauschen des Regens. Und das Nachfluten der Unseren formt bei der Njemenbrücke ganz unbeschreibliche Bilder. In der Stadt ein wunderliches Gewühl. Aller nasse Ernst des Krieges ist durchplätschert von der deutschen Heiterkeit. Einer von den Unseren führt einen Hammel und ein Schaf. Dem Hammel ist eine russische Soldatenmütze über die Hörner geschoben, und dem Schäflein band man einen Damenhut um die Ohren herum. Auf einem Proviantwagen thront ein ausgestopfter Storch, und an seinem

Halse trägt er ein Täfelchen mit der Inschrift: „Es ist erreicht!"

Zu Dreien — Richard Skowronek, mit dem ich im Hauptquartier des Feldmarschalls von Hindenburg zusammentraf, unser Begleitoffizier und ich — so jagen wir nach der Mittagsstunde im Auto die Straße gegen Osten hinaus. Zwanzig Kilometer, noch fünf dazu — von den Russen ist nichts mehr zu sehen. Eine halbe Stunde früher machten sie bei Zydomla noch einen Versuch, die Unseren aufzuhalten, und sperrten die Straße durch gepanzerte Autos. Unsere Artillerie versalzte ihnen diese letzte, krampfhafte Widerstandszuckung. Jetzt, um drei Uhr, ist alle Weite leer. Nur der Regen rauscht. Und tote Russen und die Scherben eines Autos liegen im Straßengraben.

Wir begrüßen den Regimentsstab, der in einer kleinen schmutzigen Bauernhütte unterschlüpfte.

„Geht's heute noch weiter?"

„Leider nicht. Wir haben die Stelle erreicht, die uns vorgeschrieben war."

Ein paar Minuten später kommt die Mel-

dung: „Vorwärts!“ Und zwanzig fröhliche Stimmen sagen: „Gott sei Dank!“ — Naß wieder hinaus in die Nässe!

Wir müssen uns seitwärts halten, Skowronek will seinen Sohn besuchen, der bei der Pionierkolonne am Njemen steht. Durch Dreck und Pfützen eine schreckliche Autofahrt nach dem Dorfe Aleksandrowo. Knacks, eine Panne! Das Auto rutschte im Lehm, ein Reifen ist vom Rad heruntergequetscht. Während die Chauffeure arbeiten, waten wir unter dem rauschenden Regen dem Dörflein entgegen. Man versinkt in den grundlosen Pfützen bis übers Knie. Unter allen triefenden Strohdächern des Dorfes stehen die Soldaten dicht aneinandergehuschelt, und immer schwatzen und lachen sie, immer pritscheln die lustigen Späße.

Wir treten in ein Bauernhaus. In der Diele ist ein Reitpferd untergebracht, das den Humor unserer Feldgrauen geerbt zu haben scheint; so oft ein Triefender über die Schwelle tritt, wiehert der Gaul vergnügt und trommelt mit den Hinterfüßen an der Balkenwand. Das Haus gehört einem Bäcker, und in der einzigen Stube, die da vorhanden ist, steht der ge-

mauerte weißgetünchte Backofen. Wäre er heiß, so könnte man Mäntel und Kleider trocknen. Also, ein Feuerchen, flink! Von einem nahen Schuppen wird ein Pack Schindeln und Latten geholt. Das Feuer prasselt im Backofen, aber das feuchte Holz entwickelt einen so dicken Qualm, daß wir unter den Rauchwogen aussehen wie grauverschleierte Gespenster. Alle Augen tränen, und jeder Versuch, zu schwatzen oder zu lachen, verwandelt sich in ein heftiges Nieskonzert.

Da tritt ein frischer, fester Junge in die Stube, Skowroneks Sohn, der von Argentinien herüberkam, um als Kriegsfreiwilliger einzutreten. Lachend streckt er die Hand und fängt im Rauch ein bißchen zu husten an: „Das ist fein, Vater, daß du mich besuchen kommst!“ Die beiden umarmen sich und hängen eine stumme Weile fest aneinandergeklammert. Ich sehe das und denke an den Meinen, der drüben im Westen bei den bayerischen Pionieren steht. Weil uns der fürchterliche Qualm aus der Stube treibt, sitzen wir in der Diele neben dem vergnügten Rößl beisammen und schwatzen vom Krieg, den wir mitmachen, vom

Sieg, an den wir glauben, vom Frieden, auf den wir hoffen. „Übereilen brauchen wir uns nicht," sagt der junge Skowronek, „wir können's erwarten!"

Der Abend kommt, wir müssen scheiden. Das kurierte Auto führt einen Verzweiflungskampf gegen Lehm und Pfützen. Überall rauscht es und plätschert's. Unter dem Schutzdach des Autos verwandelt sich mein Ledermantel in einen schweren Schwamm. Alle paar Augenblicke gibt es ein Hindernis, einen Aufenthalt. Man bleibt dabei wie festgenagelt auf dem Polster sitzen, denn wo man sitzt, das ist das einzige noch trockene Plätzchen.

Es wird dunkel, bis wir Grodno erreichen. Lange Züge von Feldgrauen, deren Mäntel in Traufen verwandelt sind, marschieren singend an uns vorüber. Man muß es erleben und fühlen, mit Worten vermag man es nicht zu sagen, wie tief ergreifend das wirkt: dieses frohe deutsche Lied in aller Mühsal des Krieges!

In Grodno müssen wir unter strömendem Regen fast eine Stunde warten, bis auf der Njemenbrücke im rasselnden Kolonnenzug eine

Lücke entsteht. Eine Reihe von Autos sammelt sich hintereinander an. Endlich kommt die ersehnte Meldung: „Brücke frei!“ Gott sei Dank, so sagen wir alle. Doch über der Brücke drüben erwartet uns eine schreckliche Sache: ein steiler Hang, den der Regen und tausend Kolonnenräder in bodenlosen Morast verwandelten. Ein Auto ums andere bleibt stecken. Springt man heraus, um mitzuhelfen, so versinkt man bis an den Bauch im Schlamm. Und über das Motorkeuchen, über das Gewühl und Stimmengewirre gleiten ruhelos die blendenden Lichtkegel der Scheinwerfer hin. Alle fluchende Wut löst sich immer wieder in Humor und Gelächter auf. Pferde werden vorgespannt, ein Auto ums andere wird durch den schwarzen Teig hinaufgeschleppt.

Nun wieder die freie Straße. Gott sei gepriesen! Aber nach kurzer Fahrt die gleiche Geschichte, wieder eine Notbrücke, wieder dieser unbezwingbare Sumpf, wieder stecken alle Autos bis über die Räder im zähen Schlamm. Weil einer von den triefenden Fahrern die Geduld verliert und zu schimpfen anfängt, sagt ein sächsischer Kolonnenkutscher: „Nu neee, seien

Se doch ooch 'n bißchen gemiedlich! Da vorne steggt unsere verehrte Exlenz in der Soose und is ooch zufrieden." Zwei Stunden dauert's, bis man die Autos herauszuwursteln vermag. Während dieser Arbeit stehen wir immer im finsteren Platzregen, naß bis auf die Haut. Morast und Wasser quellen oben in die Stiefelröhren hinein. Die Augen sind von den Scheinwerfern geblendet, und man sieht nimmer, wohin man tritt. Skowronek legt sich längelangs in die schreckliche Suppe, mich wirft es über den steilen Straßenhang in die schwarze Wiese hinunter. Wahrhaftig, es wäre verzeihlich, wenn man wütend würde! Aber immer sieht man Dinge, aus denen die Mahnung herausredet: Sei zufrieden, verliere die Geduld nicht, du leidest viel weniger als die anderen, die weder unruhig werden noch ihre gute Laune verlieren! Wie unsere Feldgrauen schaffen und schanzen in dieser finsteren Morastmarter, das ist bewundernswert! Und zwischen den festgefahrenen Wagenreihen stehen und stecken die polnischen „Panjewägelchen", in deren durchweichtem Stroh die Schwerverwundeten liegen. Weil ich keinen Laut von ihnen zu hören

bekomme, glaube ich, daß sie schlafen. Ich trete der Reihe nach an viele Wagen hin. Die Schweigsamen, die da ungeschützt im strömenden Regen liegen, haben die Augen offen und nicken aus dem triefenden Stroh einen Gruß heraus, wenn man vorübergeht.

Endlich entwirrt sich der fürchterliche Wagenknäuel. Die Fahrt geht weiter, während die klatschende Nässe an Leib und Kleidern ihre Folgen zeitigt. Die Stimmen werden heiser, und das Taschentuch bekommt ruhelose Arbeit. Einer von uns Dreien, der seit Wochen an der Ruhr zu laborieren hatte, läßt von Zeit zu Zeit den Stoßseufzer hören: „Nur nicht husten, nur nicht husten!“ Wie eine Himmelströstung blinzelt der Lichtschein unseres Quartiers aus der strömenden Finsternis heraus. Wir denken mit Sehnsucht an unsere Stube. Freilich, ein bißchen kahl ist sie, und ihr ganzer Luxus besteht aus einem zerlegenen Strohsack. Aber sie hat ein Dach und ist von köstlicher Trockenheit. Und nun sind wir da, stecken in frischer Wäsche, sitzen in Hemd und Unterhosen auf dem Strohsack und schlürfen dampfenden Grog und immer w i e d e r heißen Grog.

Lange kann ich nicht einschlafen, immer muß ich an die Hunderttausende der Unseren denken, die draußen in der rauschenden Finsternis des polnischen Regens stehen oder fahren, reiten oder liegen und keine trockene Wäsche haben, keine Stube, keinen Strohsack und keinen wärmenden Grog. Nur ihre herrliche Treue haben sie, ihr eisernes Pflichtgefühl und dazu ihren gesunden, unverwüstlichen Humor. So halten sie durch. Man darf unsere feldgrauen Helden nicht nach Kreuzen und Ordensbändern zählen, nur nach der Gesamtziffer unseres Heeres.

6. September.

Die ganze Nacht und der folgende Tag war erfüllt von Rauschen und Strömen. Erst heute um die Mittagszeit beginnt sich das Wetter ein bißchen aufzuhellen und bewilligt uns eine leidlich trockene Fahrt. Die unübersehbaren, endlos erscheinenden Waldflächen, durch die wir fahren, sind die berühmt und berüchtigt gewordenen „Wälder hinter Augustow", eines der schwierigsten Kampfgebiete Hinden-

burgs im Herbste 1914 und nach der Winterschlacht. In diesen undurchdringlichen Waldverstecken leisteten die Russen verzweifelten Widerstand. „Du mußt es dreimal sagen!" heißt es im Faust. Und Meister Hindenburg sagte: „Du mußt sie dreimal schlagen!" Bei der Fahrt durch die Wälder von Augustow überzeugt uns jeder Blick von der Schwere, aber auch von der beharrlichen Kühnheit dieses deutschen Kampfes.

Vier Stellungen der Russen, jede gewaltig verschanzt, jede mit dichten Drahthindernissen umsponnen, liegen hintereinander. Überall sieht man die Sappengänge und Deckungshügelchen der Unseren, sieht, wie sie sich durch den Waldboden zäh und entschlossen heranwühlten an den Feind. Gegen die Unseren kämpfte nicht nur die Menge der russischen Gewehre und Geschütze, auch die russische Brandstrategie. So oft der Feind daran verzweifelte, sich noch halten zu können, warf er Feuer in den Wald. Große Dickungen brannten völlig nieder. In den mächtigen Hochwäldern wurde nur das niedere Gestrüpp und das Heidekraut weggesengt. Die hohen Kiefern wollten nicht

brennen, verkohlten nur bis über die Hälfte der Stämme hinauf — und nun ist es ein ebenso wunderlicher wie schwermütiger Anblick: diesen absterbenden Wald zu sehen, dessen Säulen schwarz wurden im Brand, und dessen grüngebliebene Kronen jetzt zu verdorren beginnen und sich rostbraun färben.

Neben den Trauerbildern der Natur wimmelt auf allen Waldstraßen das deutsche Kriegsleben hin und her, mit endlosen Kolonnenzügen, klirrenden Marschgruppen und rasselnden Batterien. Und wie an einer Chaussee die Kilometersteine blinken, so sind neben den Straßen in den Wäldern von Augustow die Hundertmeterstrecken bezeichnet durch niedergebrochene und verendete Pferde. Und bei jedem Kadaver lagert ein Trupp von verwilderten, herrenlos gewordenen Hunden, die sich am Aase sattfressen. Nach allem Graus dieses Anblicks weitet sich plötzlich ein wundervolles Naturbild. Ein großer See, den der Wind zu blauen Wellen schürt, drängt die Wälder breit auseinander und schiebt sie so weit zurück, daß die Farben ihres grünen Lebens und ihres braunen Todes ineinanderschwimmen zu einem ein-

heitlichen Dunst von zarter Bläue.

Der Wald geht zu Ende, alle Felder und Wege sind bevölkert mit Soldatenzügen, und über die Obstbaumgärten ragen die schlanken Kirchtürme von Augustow empor. Auf einer großen Wiese sind die Bataillone, die Batterien und Reiterzüge der Badener zur Parade aufgestellt. Ihr Führer, unter dem die tapfere Truppe die westlichen Festungswerke von Grodno erstürmte, und der Oberbefehlshaber der Armee, General von Scholtz, erwarten den Großherzog. Eine Autoreihe fährt auf der gegen Westen führenden Straße heran, im ersten Wagen der Großherzog von Baden mit Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Während aus dem Flug der Nebel und Regenwolken die linde Nachmittagssonne herausblinzelt, schreitet der Großherzog — eine schlanke, lebhaft bewegliche Gestalt — unter den Klängen des Präsentiermarsches die langen Soldatenreihen ab. Immer wieder bleibt er stehen, plaudert herzlich und in froher Laune mit einem Offizier oder mit einem Soldaten, und häufig greift er in das zweite und dritte Glied, um einem Braven, der das Eiserne

Kreuz auf der Brust trägt, die Hand zu reichen. Bleibt dabei auch immer der feierliche Charakter des militärischen Vorganges gewahrt, so gewinnt er doch durch die freundliche Art des Großherzogs etwas Persönliches und Familiäres. Diesen Klang behält auch die Ansprache, die der Fürst an seine Landeskinder richtet; er dankt ihnen für ihre Tapferkeit, für ihr mutiges Ausharren und ihre sieghaften Erfolge, bringt ihnen Grüße von seiner Frau und seiner Mutter, von allen Frauen und Müttern der fernen Heimat. Und es gewann dem Großherzog die Seelen aller, die auf der sonnigen Wiese standen, als er den Feldmarschall von Hindenburg „unseren Führer" nannte, „zu dem wir alle, Fürsten und Volk, mit Dankbarkeit und Bewunderung aufblicken."

Unter klingendem Spiel und in froher Stimmung marschierten die Bataillone davon, der neuen kriegerischen Arbeit entgegen, die ihrer wartete.

In Augustow, das wenig gelitten hat, vereinigte eine flinke Teestunde den Großherzog mit den Generälen und Offizieren. Auf dem Marktplatz spielte die Musik, und die

polnische Bevölkerung drängte sich mit unseren Feldgrauen zu einem dichten Spalier zusammen. Und da wurde der Name des siegreichen Heerführers, den wir Deutsche so glühend lieben, wie unsere Feinde ihn fürchten, unter Köpfe-recken und Hälsestrecken hingeflüstert von Lippe zu Lippe: „Hindenburg! Das ist Hindenburg!"

Durch die sinkende Dämmerung fahren wir nach Grodno zurück, während der polnische Regen schon wieder herunterprasselt auf unsere Köpfe. Hinter der bezwungenen Stadt übergießt eine große Feuersbrunst die dichten Wolken mit blutfarbenem Schein. Man hört keinen Kanonendonner. Aber wenn in der Ferne, bis zu der die Russen schon zurückgetrieben wurden, unsere Geschütze arbeiten, sieht man auf der Wolkendecke den Widerschein ihrer Stichflammen. Immer zucken diese Feuerpfeile gegen Osten hin.

Wundervolle Licht- und Schattenbilder weben sich bei der neuen, von großen Scheinwerfern überleuchteten Njemenbrücke durcheinander, um den flutenden Kolonnenverkehr zu erleichtern und zu beschleunigen. Keine Stok-

kung mehr, kein Morast und keine Mühsal. Jede Hemmung ist überwunden, die Straße ist breit und glatt. Was da in achtundvierzig Stunden geleistet wurde, ist wie ein Wunder. Und dazu ein zauberhaftes Bild: die blitzenden Lichtgassen auf dem schwarzen Wasser, und vor dem strahlenden, funkelnden Glanz die feinen, entzückenden Schwarzfigürchen der Wagen und Gespanne!

In Grodno ist es trotz Regen und später Nachtstunde noch sehr lebendig. Nur drei Tage sind vergangen, seit Feuer und Tod in den Gassen dieser Stadt umhertobten. Und aller Schreck und alles Grauen des Krieges scheint schon vergessen zu sein. Beim Anblick dieser munteren und lebhaften Nachtbilder denkt man nur an Manöverzeiten. Viele Läden und Buden sind offen. Straßenhändler schreien ihre Waren aus, zwischen Freund und Feind entwickelt sich ein bewegter Geschäftsverkehr, und willig bezahlen unsere Feldgrauen die unverschämten Preise, die von Polen und Juden in Eintracht gefordert werden.

Die deutsche Gutmütigkeit ist immer eine kostspielige Sache. Wir verlieren Geld und

gewinnen dabei nur an übler Nachrede. Merkt man's, so bleibt man geduldig und lacht dazu. Wir sind, wie wir sind, und können uns nicht ändern. Und ich glaube, das ist unser Glück. Das Schicksal der Deutschen ist das Schicksal des dummen Hans, der von allen betrogen wurde und doch am Ende von allen der Glücklichste war, dank seiner Gesundheit, seiner reinen Seele, seiner Kraft und seinem unverwüstlichen Lachen.

9. September.

Früh, bei kühlem, trockenem Wetter beginnt die Autofahrt von Grodno gegen Norden. Die einförmige, unfrohe Landschaft wird nur selten durch freundliche Wäldchen und blinkende Seespiegel aufgehellt. Überall Brandschutt und Asche, diese Visitenkarten der russischen Brandstrategie. Unser Weg führt an Olita vorüber. Zerrissene Grabenstellungen und vernichtete Festungswerke umtrauern ein armseliges Nest, in dem die Hälfte der Häuser niedergebrannt oder in Scherben geschossen ist.

Dann wieder die verkohlten Wälder mit den dürrwerdenden Wipfeln. Der militärische Verkehr auf den Straßen ist gering, alle Bewegung ist schon weit gegen Osten vorgeschoben, wo in der Ferne die großen Rauchsäulen vieler Brände wie Wegzeichen des Krieges am Horizonte stehen. Und alle Landschaft ist umhangen von einer trauervollen, fröstelnden Herbststimmung.

Ehe der Abend dämmert, guckt die Sonne noch ein bißchen aus den Wolken heraus und beleuchtet ein Bild voll entzückender Schönheit. Wie ein Goldband funkelt die breite Stromschlinge des Njemen, auf dem unter deutschen Wimpeln schon ein lebhafter Schiffsverkehr begonnen hat, und drüben baut sich in leuchtenden Stufen das wundervolle Gemälde von Kowno über die Gehänge welliger Hügel empor. Ich weiß nicht viele Städte von so herrlicher Lage wie das russische Kowno, das nun deutsch geworden und — wir wollen es hoffen — auch deutsch bleiben wird. Es steht da schon heute ein Wegweiser, der den russischen Flußnamen vergessen hat und lächelnd hinunterdeutet in das schimmernde Tal: „Zur neuen

Memelbrücke!“

Wir kommen an vielen Spuren schwerer Kämpfe vorüber, an zerrissenen Festungsbauten, an gesprengten Brücken, an verbrannten Häusern. Zwischen allem Grauen der Vernichtung regt und rührt sich schon wieder das deutsche Leben mit seiner rastlosen Emsigkeit. Die gegen Wilna führende Bahnstrecke ist schon in Betrieb gesetzt, überall ein vorwärtsdrängender Arbeitsverkehr, und gleich bei der Einfahrt in die Stadt beginnt das muntere Gewimmel der Feldgrauen. Von einheimischen Bewohnern sind nur ab und zu ein paar ärmliche Gestalten zu sehen. Fast die ganze Bevölkerung mußte vor dem Abzug der Russen die Stadt verlassen, und dann plünderten die Kosaken alle Bürgerhäuser. In den Stuben, deren Fenster unter dem Luftdruck der Granatenschläge in Scherben gingen, wirrt sich ein Dreck und ein Lumpengemengsel ohnegleichen durcheinander. Um sich in solchem Quartier nach der notwendigsten Ausmistung behaglich zu fühlen, muß man bescheiden in seinen Ansprüchen sein.

10. September.

Wir machen eine Fahrt um die westlichen Festungswerke, an denen sich die unerhörten Zerstörungswirkungen unserer Zweiundvierziger studieren lassen. Schwere Mörser mitsamt den Lafetten und Unterständen sind völlig verschüttet oder durcheinandergeworfen wie Spreu. Tischgroße Betonblöcke wurden hundert Meter weit durch die Luft davongeschleudert. Neben dem gigantischen Vernichtungswerke bildet die kindliche Gartenkunst der russischen Soldaten einen wunderlichen Gegensatz. Mit Holzleisten, die man blau, weiß und ziegelrot bemalte, sind Inschriften und naive Bildwerke in den grünen Rasen der Festungsgärtchen eingelegt: Kronen und Kreuze, eine Kanone auf der Lafette, der russische Adler mit dem Wappenschild. Diese Spielereien können nicht reden, und dennoch erzählen sie etwas Hübsches und Freundliches vom russischen Volk und seiner Kinderseele.

Vor einem der Festungswerke prangen noch unversehrt zwei riesige Kronstädter Küstengeschütze mit allem Bedienungsapparat und einer

Fülle von Munition. Das sind ganz ungeheuerliche Kriegsmaschinen. Auch sie erwiesen sich als zwecklos gegen die Wucht des deutschen Ansturmes.

Unter einem Sonnenblinzeln des Nachmittages kommt noch eine gemütliche Teestunde bei den Fliegern, die sich auf einer Parkhöhe des linken Memelufers häuslich eingerichtet haben. Vom Tisch, um den wir unter den Kronen alter Linden herumsitzen, sieht man hinüber auf das leuchtende, wundervolle Stadtbild von Kowno. Und immer das heitere Lachen gesunder, und kühner Jugend. Unsere deutschen Flieger sind wie unsere deutschen Seeleute, immer munter und frisch, immer liebenswürdig und gastfreundlich, mit einem perlenden Feuer im Blut, jeder Stunde froh und in jeder Minute bereit, für die Heimat in den Tod zu sausen.

Den Abend verbringen wir beim kommandierenden General von E. im weiland russischen Regierungsgebäude von Kowno. Der große Raum, in dem die Stabstafel gedeckt ist, hat mit seinen schwarzen Pariser Möbeln den Charakter eines ernsten Sitzungs-

saales. Noch ist es nicht lange her, daß an diesem Tische der Zar den Vorsitz bei einem Kriegsrat seiner Generäle führte. Die Pläne, die da geschmiedet wurden, sind in alle Winde zerflattert. Und auf den schönen Pariser Lehnstühlen sitzen die deutschen Generäle und Stabsoffiziere, feiern die guten Nachrichten, die aus der Gegend von Wilna kamen, mit einem Gläschen des sparsam ausgeteilten Festweines, und während das feine Klingen bei froher Laune herumgeht um den Tisch, gucken von den Wänden die Ölbilder dreier Zarenfamilien würdevoll auf die deutschen Sieger herunter.

11. September.

Eisenbahnfahrt gegen Wilna. Bei der Hast, mit der sich die Russen aus Kowno entfernten, vergaßen sie, den großen Tunnel zu sprengen. Nur die Lokomotiven nahmen sie mit, die Wagen ließen sie zu Hunderten stehen. Da konnte man, bis die Schienen auf die deutsche Spurweite umgenagelt waren, den Bahnverkehr durch Pferdebetrieb aufrecht er-

halten, und für den Vormarsch waren ein paar Wochen gewonnen.

Die Fahrt geht durch fruchtbares Hügelgelände, das von freundlichen Waldstrecken durchschnitten ist. Auf den Wiesen weiden große Viehherden, welche feldgraue Hirten haben.

In den Stationen sieht man Berge von Proviantmassen, die den Russen abgenommen wurden und englischer oder amerikanischer Herkunft sind. Bis das Abladen und Aufpacken erledigt ist, muß man längliche Geduldschulen durchmachen. In einem Güterwagen liegt ein verwundeter Hauptmann auf dem Stroh. Seit fünf Stunden wartet er schon auf den Weitergang des Zuges und fragt einen Bahnbeamten: „Wann rutscht denn nu die Schoose wieder 'n bißchen vorwärts?"

„Ganz sicher in zwei, drei Stündchen!"

„Schon? Das ist ja herrlich!"

In Koszedary verlassen wir die Bahn. Von Osten und Nordosten ist schwerer Kanonendonner zu hören — da trommeln die Unseren schon tüchtig gegen Wilna los.

Während die zwei Wägelchen bespannt werden, die uns nach Musniki bringen sollen,

erquicken wir uns beim Bahnhofskommandanten an einer Graupensuppe. Sie schmeckt famos. Aber eine Stunde später mußte ich wünschen, daß ich sie nicht gegessen hätte. Mit leerem Magen würde ich die schreckliche Wackelfahrt auf der grauenvollen Straße leichter überstanden haben.

Straße? Will man so sagen, dann kann man auch den Tod als Leben bezeichnen. Alle Kolonnen bleiben stecken. Unser Wagen versinkt bis über die Räder, wir müssen aussteigen und durch die fürchterliche polnische Suppe waten, die der Regen der letzten Tage hier auskochte. Man verläßt die Straße, um über die Äcker zu fahren, und verläßt den Acker wieder, um sich auf die Straße zu retten. Überall Bedrängnis und keuchende Kolonnenmühsal. Aber kein Geschrei, kein Schimpfwort. Alles verträgt sich. Ruhig sagt unser Mecklenburger Kutscher: „Kamrad, rück mal 'n bisken!" Oder: „Du, Bruder, halt mal 'n bisken an!" Man findet Lücken. Und weiter geht's.

Gegen fünf Uhr abends wird der Kanonendonner in der östlichen Ferne plötzlich stumm. Mir hämmert das Herz. Denn wenn ich in

der Nähe des Schlachtfeldes dieses jähe Verstummen der Geschütze höre, weiß ich immer: „Das ist ein Erfolg, ein deutscher Sieg!“

Unter solchem Gefühl werden alle harten Wegbilder erträglicher: die niederbrechenden Pferde, die totgeschossenen Gäule neben der Straße, die mühsam watenden Feldgrauen, die zertrümmerten Proviantwagen, die verbrannten Dörfer und die Friedhöfe, mit den vielen hohen Kreuzen. Und überall Hunde, Hunde, Hunde, die sich an den Kadavern vollfraßen und nach der Wanstfüllung ein Jagdvergnügen auf Hasen und Rebhühner betreiben. In Reihen zu Sieben und Achten streifen sie die Felder ab. Immer hört man ihr Gekläff. Aber bei der Schwere ihrer Bäuche erwischen sie keinen von den Hasen, die sie aus den Feldstauden herausstöbern. Und dann legen sie sich müd auf die Äcker hin und ducken die Köpfe auf die Pfoten. Wie ruhende Rudel von Wölfen sehen sie aus.

Ein schöner, friedlicher Abend fällt über die stille Erde her. In stummen Dörfern sitzen die wenigen Einwohner, die noch geblieben sind, vor den Hüttentüren oder neben den Kamin-

schächten ihrer verbrannten Häuser, um sich an der letzten Sonne zu wärmen. Nähe und Ferne funkelt im Rotgold des Abendlichtes. Dann versinkt aller Glanz in eine eintönige Dämmerung.

Wir haben bis zu unserem Ziel noch fünfundzwanzig Kilometer. Zu erreichen ist es nimmer, auf den fürchterlichen Wegen sind in der Stunde nur zwei oder drei Kilometer zu machen. Wo nun die Nacht verbringen? Auf einem nahen Hügel gewahre ich einen hübschen Park. Der muß doch ein nettes Haus umschließen! Ein junger Offizier begegnet uns, und bei seinem ersten Worte merk' ich: das ist ein Landsmann, ein Bayer! Mir wird es warm und wohl um die Seele. Und richtig, wir finden gute Unterkunft und einen gemütlichen Tisch. Man teilt, was man hat, man schwatzt von daheim, und ein Kartoffelsalat von echt bajuwarischen Qualitäten mildert die Schrecken des Krieges.

12. September.

In der Morgenfrühe ist alle Landschaft eingewickelt in dicken Herbstnebel. Das hat unleugbar einen Vorteil. Man sieht von der schauerlichen Straße nur immer eine Strecke von zwanzig Metern und kann hoffen, daß es dann besser wird. Aber nicht besser, sondern immer schlechter wird es. Eines von unseren Wagenpferden droht vor Erschöpfung umzufallen. Wir müssen aussteigen und waten. Alles ist still im Nebel. In der Ferne kein Kanonenschuß. Doch alle Nebelnähe, auf der fünfstündigen Straßenfolter bis zur Wiljabrücke, ist erfüllt von den Stimmen und vom Keuchen der Kolonnenmühsal. Was unsere feldgrauen Fuhrwerker auf solchem Boden leisten, das gehört zu den größten deutschen Taten dieses Krieges. Nur ein eisernes Pflichtgefühl, die zäheste Energie und eine unerschütterliche Arbeitsfreudigkeit vermag solch' eine endlose Dreckverzweiflung siegreich zu überwinden. Dabei wird jetzt die Kolonnenarbeit noch begünstigt durch den glücklichen Umstand, daß seit

drei Tagen wieder trockenes Wetter herrscht. Ein paar neue Regentage, und alle Etappenarbeit müßte hier völlig ins Stocken geraten, auf einem Operationsgebiet, das über dreißig und vierzig Kilometer keine wirklich fahrbare Straße enthält. Beim Gedanken, daß wieder Regenwetter kommen könnte, umschnürt mir eine beklommene Sorge das deutsche Herz. Heiliger Petrus, halte die Zipfel deines Wolkenmantels fest, bis die Unseren in Wilna sind!

In einem Feldlazarett, dem ich während der Mittagsrast einen Besuch abstatte, bekomme ich sonderbare, schwer erklärliche Röntgenbilder von Unterleibsverwundungen und Muskelschüssen zu sehen, die von russischem Maschinengewehrfeuer herrühren. Die Schußkanäle sind sackförmig erweitert, und die Erweiterung ist umgeben von einer Wolke feiner schwarzer Punkte, die aussehen wie winzige Insekten. Das sind Sprengsplitter, wie nur ein ganz infernalisch konstruiertes Dumdumgeschoß sie erzeugen kann. Solche Geschosse zu verwenden, ist mehr als nur ein Bruch des Völkerrechtes. Das ist ekelhafte Bestialität. Man sagt mir: es wäre bereits Befehl gegeben,

die russische Maschinengewehr-Munition, die an der Front erbeutet würde, zur Untersuchung einzuliefern. — Untersuchen? Ja! Aber dann die Maschinengewehre umdrehen und die Kugeln wieder hinschicken, von wo sie kamen! Geistiges Eigentum von solchen Qualitäten soll dem Erfinder nicht entfremdet werden.

Wieder höre ich rollenden Kanonendonner, viel ferner als am vergangenen Abend. Die Vermutung, daß gestern dieses plötzliche Verstummen des Schlachtgewitters einen deutschen Erfolg bedeutete, wird mir bewiesen durch einen langen Zug von Gefangenen. Es ist russische Garde mit roten und blauen Litzen. Prachtvoll gewachsene Mannsleute! Aber auch diese Hünenkörper halfen nicht gegen den deutschen Vorsturm, der alles Feindliche vor sich niederfegt.

Wenige Minuten später kommt ein zweiter Zug, noch größer. Und einem dritten Schwarm begegne ich am Abend hinter den Zäunen des Gutshofes, der das Quartier des Kommandierenden ist.

Hier gibt es auch gute Nachrichten zu hören. Seit dem 9. September brachte jeder

Tag einen mächtigen Sprung nach vorwärts. Der russischen Garde hat man sechstausend Mann abgeknöpft. Und Wilna wackelt schon. In fünf, sechs Tagen wird es fallen. Ich freue mich, das mitzuerleben!

Der Abend beschert mir noch zwei Sensationen. Zuerst eine historische. Unter den Stabsoffizieren ist ein Leutnant mit dem Namen Bismarck. Man fühlt immer einen ehrfürchtigen Ruck, wenn man diese zwei unsterblichen Silben als Namen eines Lebenden zu hören bekommt.

Das zweite Erlebnis hat erquickende Würze. Ein freundlicher Major und Quartierkommandant weiht mich unter dem Dach einer polnischen Bauernstube in die Geheimnisse der „Königsberger Vesper" ein. Die Sache ist ungemein wirkungsvoll und doch sehr einfach: man trinkt einen steifen Grog, sehr steif, ißt Wurst dazu, und das geht dann immer so weiter.

Nach einer Königsberger Vesper schläft man wie ein Herrgott, auch wenn man auf den Steinfließen einer feuchten Kellerbude liegt.

13. September.

Zehn Uhr abends. Eben eingerückt ins neue Quartier, in das der Stab am Nachmittag übersiedelte.

Am Morgen gab es vor dem alten Quartier noch malerische Bilder zu sehen. Ein großer Gemüsegarten diente als „Sammelstelle für Gefangene“. Und da war seit dem ersten Morgengrauen ein lebhafter Betrieb. Etwa zweitausend Gefangene, meist von der russischen Garde, wurden eingeliefert und wieder davongeführt. Die kurze Rast, die man ihnen vor der Gratisreise nach Deutschland bewilligen konnte, benützten sie zum Sieden und Braten von Kartoffeln. Zwischen Sonne und quirlendem Rauch dieses Gewimmel der braunen Gestalten! Und alle waren in sehr vergnügter Laune. Ein kurländischer Unteroffizier sagte zu mir: „Was ist mir Rußland? Jetzt bin ich deutsch.“

Gegen Mittag wurde auch ein Offizierchen eingeliefert, ein Oberleutnant von allerjüngster Fechsung. Das feine hübsche Herrchen sprach

gut französisch, war sehr anspruchsvoll, verlangte zu seiner Weiterbeförderung eine Kutsche und wollte sein Gepäck nachgefahren bekommen. Als ihm bedeutet wurde, daß das nicht möglich wäre, meinte er verdrießlich: „Wenn ich das gewußt hätte, wär' ich geblieben, wo ich war." Seine Mitgefangenen mußten ihre Mäntel für ihn auf die Erde breiten und mußten ihn warm einwickeln. Die gebratenen Kartoffel, die sie ihm brachten, nahm das Herrchen sehr gnädig an.

Am Nachmittag — die deutsche Front war wieder um einen Löwensprung vorgerückt — hielt das Generalkommando Umzug nach einer näher am Feinde gelegenen Gutsherrschaft. Es war prächtig anzusehen, mit welcher Präzision und Ordnung der sehr umfangreiche Apparat des Korpsstabes seine Übersiedlung innerhalb weniger Stunden vollzog. Zuerst rückte der „weitere Stab" mit den Telephonisten, Telegraphisten und Funkern ab, zwei Stunden später der kommandierende General mit dem „engeren Stab". Im alten Quartier ging der Telephon- und Telegraphendienst so lange weiter, bis der Ferndienst der neuen Quartier-

stelle eingerichtet war und funktionierte. Der ganze Vorgang war mir ein lehrreiches Schulbeispiel für das, was deutsche Organisation und genaue Gewissenhaftigkeit des Dienstes bedeutet.

Um mir das anzusehen, blieb ich, bis abends um sieben Uhr der letzte Telephondraht aufgewickelt wurde. Dann kam eine höchst wackelige und dennoch wundervolle Fahrt durch die stille, öde, polnische Nacht. Weit in der östlichen Ferne leuchteten große Brände. Klar und ruhig funkelten die Sterne, in ihrer Mitte die schöne Fackel des Jupiter. Und ruheloser Kanonendonner dröhnte immer näher. Wir sahen am Horizont die Stichflammen der schweren Geschütze, die wie goldene Feuerpfeile hinausfuhren in die Nacht.

Dort werde ich morgen sein! Vor Wilna!

Jetzt sitze ich vor meinem Tagebuch in der großen kahlen Gesindestube eines von den Russen ausgeplünderten Gutshofes. Rings um die Wände sind auf den Dielen die Strohlager für uns aufgeschüttet. Und dazwischen steht die lange, aus Baumklötzen und Brettern improvisierte Stabstafel. Zwei Kerzenstümpchen

ersetzen die elektrische Beleuchtung.

Ich muß mein Tagebuch zuklappen — die Ordonnanzen kommen, um die Tafel zu decken.

Morgen nach Wilna an die Front!

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

München, den 22. September,
in der Klinik.

Nach Wilna bin ich nicht gekommen. Es fiel. Aber miterleben hab' ich das nicht dürfen.

Und mein polnisches Tagebuch ist unterbrochen worden.

Jetzt will ich die Lücken ausfüllen. Schreiben kann ich nicht. Etwas Schwarzes ist um meine Augen herum. Ich muß diktieren.

Damals, am Abend des 13. Septembers, in der Gesindestube des polnischen Gutshofes, gab's eine späte, doch gemütliche Mahlzeit. Die deutsche Heiterkeit saß zwischen uns und erwärmte die freundliche Stunde. Gegen elf Uhr nachts kam eine Ordonnanz und brachte eine russische Maschinengewehrgurte, die man

bei Erstürmung eines feindlichen Grabens erbeutet hatte. Ob das die bestialischen Geschosse sind, die jene schrecklichen, unheilbaren Wunden, mit der Insektenwolke auf dem Röntgenbild, erzeugen? Ein paar hundert Patronen staken in der Gurte, Kugel neben Kugel, die Nickelmäntel mit Kupfer legiert. Sonst war äußerlich an den Kugeln nichts Verdächtiges zu erkennen. Um der Sache auf den Grund zu kommen, ließ man zum Öffnen der Kugeln eine Kneifzange holen. Eine Dumdumkugel, wenn sie nicht abgeschossen wird, ist eine harmlose Sache. Es hat nur der Bleikern eine Teilung oder einen Hohlraum, dessen Luft beim Aufschlagen so stark komprimiert wird, daß sie den Bleikern in Stücke zerreißt oder dütenförmig auseinanderblättert.

Der Kommandierende öffnete mit der Zange ein Geschoß an der Spitze und fand einen massiven, ungeteilten Bleikern. „Der Hohlraum, wenn einer da ist, muß tiefer in der Kugel sitzen." Ich öffnete mit der Zange eine zweite Kugel in der Mitte — und da sah man richtig den Anfang eines Hohlraumes. „Er sitzt gegen den Boden der Kugel hin."

Als ich die dritte Kugel über dem Boden öffnete, gab's eine Explosion wie von einem Flintenschuß, und Feuer spritzte mir über die Hände.

„Ist jemand verletzt?"

Nein, niemand! Es war nur dem Kommandierenden etwas gegen den Ärmel geflogen. Die Kugel war verschwunden, die Tischplatte hatte viele kleine Löcher, und meine linke Hand blutete. Ein paar Splitter staken in den Knöcheln, und der Zeigefinger hatte einen Schnitt wie von einem Messer. Der kleine Schaden war schnell verbunden. Und dann wurde zusammengesucht, was sich von der Kugel noch finden ließ: die feste Bleispitze, der zu einem flachen, zerrupften Blatt auseinandergepreßte Nickelmantel, viele winzige Bleisplitterchen und ein kleines kupfernes Schüsselchen mit einem Stachel in der Mitte. Nun war die Sache klar: kein Dumdumgeschoß, sondern etwas noch viel Übleres — eine Miniaturgranate als Gewehrkugel, mit fester Bleispitze zum Weitertrieb, mit Sprengfüllung, mit Zündstoff und einem kupfernen Vorschlagzünder. Respekt vor der russischen Zivilisation! Schlägt diese Kugel

in einen menschlichen Körper, so explodiert sie in der Wunde, und während der kupferne Zünder und die aufgeblätterte Nickelhülle reißen und schneiden, bohrt die feste Bleispitze sich weiter, und die tausend feinen Splitterchen, in die der dünne Bleimantel des Sprengraumes zerstäubt wurde, quetschen sich unfindbar in die Gewebe, in das Fleisch, in die Knochen, in die Gedärme, um hundert winzige Eiterherde zu bilden. Und an solchen Wunden lagen viele der Unseren bei Wilna in den Lazaretten! Den genialen Mann, der die russische Armee mit dieser Kugel beglückte, sollte man für hundert Gesalzene über die Bank legen und dann erst richtig totschlagen wie einen tollbissigen Hund!

Mir war es ja leidlich ergangen. Meine linke Hand wird nach einigen Tagen wieder in Ordnung sein. Und ich werde den Fall von Wilna nicht versäumen müssen, auch nicht den Anfang in Serbien, von dem ich wußte, daß er nahe bevorstünde.

Doch während der lebhaften Debatte, mit der wir bei gutem Grog die russische Zivilisation von mehrfachen Seiten beleuchteten, be-

kam ich in den Augen ein sandiges Gefühl, das immer unerquicklicher wurde. Kein Auswaschen half. Und bei dem trüben Kerzengeflacker konnte der Doktor nichts entdecken. Noch einen festen Trunk, und dann auf die Strohschütte. Nach Mitternacht begann die Sache bitter zu werden. Ich konnte die Augen nicht mehr geschlossen lassen, nicht offen halten. Und den müden, notwendigen Schlaf der anderen wollte ich nicht stören. Da hielt ich nun die Lider an den Wimpern gegen die Stirn hinaufgezogen, guckte in die schnarchende Nacht hinein und lag so bis zum Morgen.

Leutnant von Bismarck brachte mich im Auto zum nächsten Lazarett. Hier machte der Professor ein ernstes Gesicht: „Es stecken fünf oder sechs Splitter in den Augen, Blei und Kupfer. Ich kann da nicht helfen, wir haben nicht, was dazu nötig ist. Sie müßten so rasch wie möglich zu einem Spezialisten zu kommen suchen. Im Feldlazarett von Czabitzky finden Sie einen jungen Augenarzt aus Königsberg. Sollte der nicht mehr da sein, so suchen Sie auf dem schnellsten Wege nach Berlin zu kommen. Für alle Fälle gebe ich Ihnen eine In-

jektion gegen Starrkrampf."

Er gab sie mir. Bei dem sonst sehr milden Vorgang war mir ein bißchen unbehaglich um die Seele. Aber nun war es eben, wie es war. Manche werden sagen — und sie haben es inzwischen auch gesagt: „Geschieht ihm recht, wozu brauchte er die Nase in so was hineinzustecken!" Man handelt, wie man muß. An mich hatte ich nicht gedacht, nur an unsere Feldgrauen und an die Röntgenbilder mit der Insektenwolke.

Nach Czabitzky! So flink wie möglich! Das brave Auto raste wie ein fauchender Teufel, und Herr von Bismarck fuhr auf dieser fürchterlichen, ganz unfahrbaren Straße wie ein chauffeurgewordener Schutzengel. Das hinderte freilich nicht, daß mir die rüttelnde Fahrt zu einer Hölle wurde. Nur gespürt hab' ich's, nicht gesehen, denn meine Augen waren verbunden. Trotz allem empfand ich eine Art von Stolz über die Tatsache, daß mich ein Bismarck so hurtig und kunstvoll durch die schwarze Welt kutschierte. Das werden nicht viele Menschen von sich erzählen können.

Endlich ist Czabitzky erreicht! Und der

Augendoktor aus Königsberg war da! Gott sei gepriesen!

Ein paar Stunden später wurde ich aus dem Operationssaal in eine freundliche Stube geführt, lag in einem guten sauberen Bett, und ein mecklenburgischer Volksschullehrer, ein stiller, prächtiger Mensch, der freiwillig diente, war mein Wärter. Man hatte mir fünf Splitter aus den Augen herausgenommen, zwei aus dem linken Auge, drei aus dem rechten. Einer stak noch drin, neben der Pupille in der Iris. Das russische Luderchen hing so zärtlich an mir, daß es mich in Czabitzky noch nicht verließ. Es wollte partout der einzige Russe sein, der ungefangen in die Hauptstadt des deutschen Reiches einmarschierte.

Zwei Tage sollte ich liegen und ruhen, um mich für die weite Reise zu kräftigen. Mit dem linken Auge, unter dem Verbande heraus, machte sich auch das Sehen schon wieder so leidlich, daß ich mit meinem hilfreichen jungen Freunde aus Königsberg eine Partie Schach spielen konnte. Nur geschah es mir ein paarmal, daß ich — obwohl ich mich sonst auf den Unterschied zwischen Männchen und Weibchen

gut verstehe — den König und die Königin verwechselte.

Diese zwei Tage und Nächte im Feldspital von Czabitzky werden mir unvergeßlich bleiben — nicht, weil ich leiden mußte, sondern weil ich hier eine heilige Sache erlebte, eine deutsche Herrlichkeit dieser harten und dennoch schönen, kräfteformenden und schöpferischen Zeit! Durch sieben Monate hatte ich die deutschen Schützengräben im Westen und Osten abgepilgert, hatte den Tod von Dixmuiden und die stählerne deutsche Wacht an der flandrischen Küste gesehen, war Augenzeuge der roten Tage von Neuve-Chapelle, von Tarnow und Lemberg, von Rozan und Pultusk, von Georgiewsk und Grodno. Leuchtende Wunder der Tapferkeit und Pflichttreue durfte ich schauen im Feuer des Schlachtfeldes und auf dem Mühsalsboden der Etappen. Hundertmal durfte ich jubeln: „Du Volk meiner Heimat, wie groß und tüchtig bist du, wie verläßlich und sieghaft!“ Und dennoch hab' ich während der sieben Monate des Kampfes und Sieges niemals in die deutschen Herzen und Gehirne unserer Feldgrauen einen so tiefen, einen so klar erkennenden Blick

getan, wie hier im Feldspital von Czabitzky, in dem ich, als ein Leidender unter Leidenden, die innerste Schönheit und Stärke des deutschen Willens erfassen lernte. Ich meine da nicht das treue und hilfreiche Heldentum der Ärzte und Wärter. Das hab' ich immer und überall gesehen, so oft ich mit unverbundenen Augen ein Lazarett betrat. Was ich meine, ist etwas anderes. Wärter, Schwestern und Ärzte mögen dieses Gleiche im Osten und Westen überall und immer erlebt haben, wo man schwerverwundete Soldaten ihrer Kunst und Pflichttreue anvertraute. Ich, der ich viel Großes sah und als Nichtsoldat allem Größten doch immer entzogen blieb, ich konnte dieses Heiligdeutsche nur erleben und schauen, als ich mit verbundenen Augen in der stillen Kammer von Czabitzky lag.

Weil Mangel an Raum war, hatten mich die freundlichen Ärzte in ihre eigene Stube gelegt, die nur durch eine dünne Glastüre vom Operationsraum getrennt war. Und da hörte ich durch zwei Tage vom Abend bis zum Morgen jeden Laut, jeden Schrei und jedes phantasierende Stammelwort der Schwerverwundeten, denen in der Narkose eine Hand, ein

Arm, ein Bein amputiert wurde, oder die beim schmerzenden Verbandwechsel in delirierende Bewußtlosigkeit verfielen. Keiner blieb stumm, jeder sprach so lange, als er auf dem blutigen Tisch der Hilfe lag, und alle sprachen das Gleiche, wenn auch immer mit anderen Worten. Nie vernahm ich den Laut einer schwächlichen Sehnsucht, die klagend in die Heimat irrte; nie hörte ich eine Sorge um irgend eine Kleinlichkeit des Lebens, um Hab oder Gut. Alles, was sie sprachen — die einen mit ruhigen Worten, die anderen mit dem Erregungsklang einer heißen Stunde — alles drehte sich um Kampf und Pflicht, um die deutsche Hoffnung, um den deutschen Sieg. Immer waren ihre umschleierten Seelen im Schützengraben, bei Gefecht und Sturm, immer standen sie unter Feuer und Tod, und immer schlugen sie die Russen und jagten sie vor sich her.

Einer mit einer festen Stimme, aus der zuweilen das träumende Lachen eines gesunden Humors herausklang, schwatzte während der Narkose Wort um Wort in ununterbrochener Folge vor sich hin: „Was is denn nu das schon wieder? Wo bleiben denn die Verstär-

kungen? Na also, Gott sei Dank, da kommen sie! Nu aber los und druff! Nur immer feste rann! Wegg müssen se. Guck, wie se loofen, die schißbraunen Männeken! Nich zum erwischen! Wie die Hasen loofen se! Na siehste, nu hab ick eenen, na warte Kerlchen, nu kriegste wat uf die Kappe! Neee, nich flennen, ich tu dir nischt. Da haste die Flasche, schluck mal feste! Nu aber fix, fix, fix! Und loof nur, immer nach hinten, da kriegste Brot und Speck und Kartoffel! Vorwärts, Brüder, immer vorann! Nur immer rann und druff! Wegg müssen se, wegg müssen se! Nur keene Müdigkeit, immer feste rann! Wart mal 'n bisken — he, Kamrad — nee, schadt nischt — weeßte, Bruder, so 'n russischer Kirschkern wirft enen Deutschen nicht um — nur immer feste rann! Nu haben wir's gleich! Hurra! Hurra! Guck, wie se loofen! Die ganze Bande loft wie besessen. Wegg müssen se, wegg, wegg, wegg! Siehste, wie se loofen — haste schon so wat von Loofen gesehen — guck, wie se loofen, wie se loofen, wie se loofen — —"

Die Stimme des Tapferen erlosch in einem frohen, leis versinkenden Lachen. Sein Bein

war amputiert.

So und so ähnlich sprachen und träumten alle auf dem roten Tische von Czabitzky. Zu solchen, mit allen Sinnen und Gedanken nur nach dem einzigen Ziele, nach dem deutschen Sieg gerichteten Männern hatte die Zeitgefahr sie erzogen, die eiserne Schule des deutschen Krieges, der Heimatsglaube, die Opferfreudigkeit für Volk und Reich, das militärische Gewissen und der soldatische Eid. Tiefer und schöner, als je im Feuer und Geschützbrüllen siegreicher Gefechte, erkannte ich in diesen beiden stillen Spitaltagen die heroische Seelengröße unserer Feldgrauen. Die Stunden der Qual und des Leidens verwandelten sich für mich in Stunden der Dankbarkeit und Bewunderung, der Ehrfurcht vor unserem Volke und des zuversichtlichen Glaubens an seinen von Gott gewollten Sieg, an seine blühende Zukunft. Und ich begann den Unfall zu segnen, der mich dieses Große und Heilige hatte erleben lassen. — —

Viel Geduld hat die Natur mir nicht gegeben. Aber als ich von Czabitzky, von meinen hilfreichen Ärzten und meinem freundlichen

Wärter Abschied nahm, war ich so geduldig geworden, daß es ausreichte für die harten Reisetage. In dem Viehwagen, der mich von Koszedary nach Kowno brachte, erinnerte ich mich des verwundeten Hauptmanns, der nach fünfstündigem Warten die Aussicht, in zwei, drei Stündchen weiterzukommen, mit den frohen Worten begrüßt hatte: „Schon? Das ist ja herrlich!"

Während der jagenden Autofahrt von Kowno nach Insterburg erlebte ich ein Beispiel dafür, wie gereizte Nerven arbeiten. Mein Gesicht war so dicht verbunden, daß die trübe Abendhelle mich mit keinem Schimmer belästigte. Doch als es schon finster geworden war, fuhr mir plötzlich etwas Stechendes und Blendendes durch den Verband in die Augäpfel: das Licht von den Scheinwerfern eines Autos. Eine lange, mir endlos erscheinende Autokolonne rasselte an uns vorüber. Und obwohl ich unter dem Verband auch die Lider noch fest geschlossen hielt, sah ich jedesmal, so oft die grelle Scheinwerferhelle aufglänzte, die ganze Gestalt des Autos, sah die Chauffeure auf dem Bock und sah das Gefunkel des

Metallbeschläges.

In Insterburg eine schwer zu überstehende Nacht. Dann die zwölfstündige Fahrt nach Berlin, in der Verzweiflungssonne eines klaren Herbsttages. Keine Fenstergardine, kein vorgehangener Mantel half. Die quälende Lichtfülle machte mich halb verrückt, und ich konnte mir schließlich nimmer anders helfen, als daß ich mich auf den Wagenboden niederlegte und den Kopf unter den Polstersitz hinuntersteckte. Es roch da nicht gut; doch es herrschte hier eine ganz entzückende Finsternis. Plötzlich eine freundliche Stimme: „Haben Sie etwas verloren, mein Herr? Kann ich Ihnen vielleicht suchen helfen?“

„Nein, ich danke sehr, ich erhole mich da nur ein bißchen.“

Um die Mittagsstunde milderten barmherzige Wolkenzüge den Sonnenglanz. Und dann stiegen zwei junge Seeoffiziere zu mir ein, die mir den Rest der Fahrt zu einer liebenswürdigen Sache machten. In Berlin die Hilfe eines treuen alten Freundes. Und während der paar Stunden im Kaiserhof ein wohltuender, aus Sekt und Kokain zusammenge-

brauter Dusel, der mir über die Nacht hinüberhalf. Am Morgen des dritten Reisetages war ich daheim in München, und meine Hand lag zwischen den Händen meiner Frau.

Heimat! Liebe Heimat! Sehen konnt' ich sie nicht. Nur fühlen.

Und gestern wurde mir im Verlaufe eines zweistündigen, ungemein fesselnden Vorganges der letzte Splitter aus dem rechten Auge herausgeschnitten. Meine Ärzte sind der Ansicht, daß die schwierige Operation glücklich verlaufen wäre, und sprechen die Wahrscheinlichkeit aus, mir das Augenlicht erhalten zu können.

Lieder aus der Dunkelkammer.

Hoffnung.

Draußen glänzt und lacht die Sonne,
Schwarz verhängt sind meine Fenster.
Und bewacht von meiner Nonne,
Auf und nieder, hin und her,
Schreit' ich immer, müd und schwer,
Meidend jeden schwächsten Schimmer,
Durch das dunkle Krankenzimmer.

Mattes Funkeln an den Dingen,
Die mich eng, doch fremd umgeben,

Gleichet grau zerfloss'nen Ringen,
Welche flüstern: „Bist du blind?
Rate, rate, was wir sind!"
Und ich rate, will's ergründen,
Und ich kann's und kann's nicht finden.

Ich, der immer hell gesehen,
Grüble jetzt durch schwarze Gläser.
Doch das finst're Schattenwehen
Quält als kleines Mißgeschick
Nur den halb erlosch'nen Blick,
Trübt mir nicht im tiefsten Innern
Das umleuchtete Erinnern.

Hell, so hell wie Sonnenspiele,
Die im Mai den Wald umtanzen,
Ist der Glaube, den ich fühle,
Ist das Bild der deutschen Kraft,
Die der Zeitnot sich entrafft
Und auf Wegen, frei geweitet,
Groß in ihre Zukunft schreitet.

Gott der Treuen, Herr der Schlachten,
Muß es sein, laß mich erblinden,
Laß mein Leiden mich umnachten!
Nur mein Volk und unser Land
Führ' an deiner Schöpferhand
Aus dem Weltsturm dieses Krieges
In den Sonnenglanz des Sieges!

24. September.

Meine sieben lustigen Nachbarn.

In meinem stillen Krankenhaus,
Da ist ein lautes Zimmer,
Da geht der Frohsinn ein und aus,
Da lacht und trällert's immer,
Den ganzen Tag lang, ohne Ruh',
Und die Gitarre zirpt dazu
Wie Heimchensang der Ferne.
Und niemand hier im Hause wehrt's,
Und keinen, der da leidet, stört's,
Und jeder hört es gerne.
— Da drüben tagt, von meiner Pein
Nur durch die Wand geschieden,
Ein siebenköpfiger Verein
Von jungen Invaliden.

Sie kamen, jeder rot von Blut.
Und keiner von den Sieben,
Die man zum Tisch der Hilfe trug,
Ist ganzen Leibs geblieben.
Nun singen sie die Wacht am Rhein,
Das Lied vom holden Mägdelein,
Vom Baum, in den's geschrieben,
Von Infantrie und Attollrie
Von stolzer Küakawallrie —
— Und einer von den Sieben,

Der hoch und fein die Töne zieht,
Vergnügt und unbeklommen,
Der singt sein eignes neues Lied,
Das ich noch nie vernommen:

„Wo ist mein Arm und Schulterblatt,
Wo liegen Fuß und Zehen?
Dort, wo man sie vergraben hat,
Muß grüner Hopfen stehen.
Draus siedet man gut bayrisch Bier,
Das bringst du mir, das bring' ich dir,
Kein Tröpfl rinnt daneben.
Und geht's nit grad, so geht es krumm,
Und wirft der Tod den Hansel um,
So kommt ein ewigs Leben!
Man kann's auf rotem Marmelstein
In hundert Jahr' noch lesen:
Der Stelzenhans von Rosenheim
Ist auch dabei gewesen!“

So, mit den Stelzen klappernd, singt
Der Hans an jedem Morgen,
Und wenn es durch die Mauer klingt,
Verlassen mich die Sorgen.
Und geht's nicht hell, so geht es trüb,
Und was ich liebte, bleibt mir lieb,
Und nichts ist mir genommen.
Ich sehe Bilder, klar und schön,
Des deutschen Frühlings Auferstehn,
Sein Werden und sein Kommen.

Und sollt' ich aus der dunklen Haft
Zeitlebens nicht genesen —
— Ich half mit meinem Quentlein Kraft
Und bin dabeigewesen.

25. September.

Wiedersehen.

Viel Licht ist mir im Schatten erglommen:
Mein Junge ist heim aus dem Feld gekommen,
Weil draußen die Guten ihn gehen ließen,
Um seinen wunden Vater zu grüßen.
Er ist gefahren durch Tag und Nacht,
Nun steht er vor mir, groß, stark, und lacht,
Und trägt an der Brust das Eiserne Kreuz —
Ich seh' es nicht gut — und doch, mich freut's!

Komm, laß dich umhalsen, mein fester Junge,
Dann marsch, wieder fort und zu neuem Sprunge!
Jetzt gibt es kein Schwätzen, kein Tröpsten und Sitzen,
Jetzt müssen die deutschen Hiebe blitzen,
Und jedes Mannsbild aus deutschem Blut
Muß dauern wie Stahl in der Essenglut.
Und wären nicht unsre Millionen so,
Wir alle lägen schon auf dem Stroh.

Wie's jeder vermag, so muß er nützen.
Leb' wohl, mein Junge, Gott wird dich schützen!

Ein stummes, zögerndes Händelösen,
— Du liebe Stunde, du bist gewesen! —
Dann geht die Türe, sein Schritt verklingt,
Und in dem Dunkel, das mich umringt,
Steht schimmernd vor meinem kranken Blick
Der deutsche Sieg und mein Vaterglück!

27. September.

Ablehnung.

Schwager mit den schwarzen Rossen,
Kerl, du darfst mir nicht herein,
Meine Türe bleibt verschlossen,
Trolle dich zum dunklen Hain!

Sollst an meinem Haus nicht schellen,
Mir zerbrechen nicht den Mut!
Tausend Lebensfunken quellen
Jung in meinem alten Blut.

Wohl, noch heißt es: warten, warten!
Doch ein Schein, der leis erglüht,
Zeigt mir schon im welken Garten
Eine Rose, die noch blüht.

30. September.

Kämpfe im Westen.

Die Tage verrinnen in finsterem Schweigen,
Und schleichend und sacht

Umschlurfen mich Blinden in hinkendem Reigen
Die Stunden der Nacht.

Und immer ein Brennen und Rauschen und Knistern
Im tobenden Blut —
Und immer vernehm' ich das heimliche Flüstern:
Es stünde nicht gut!

Ich lausche beklommen in klirrende Weite
Und höre den Krieg
Und renne und springe und fahre und reite
Und sehe den Sieg!

Ihr Toren! Die lodernden Feuer erwachen
Nach jubelndem Sturm,
Und festliche Glocken erklingen und lachen
Auf singendem Turm!

Es flattern die Fahnen, es fliegen die Funken
Im jauchzenden Wind — —
Ihr Bettler des Glaubens, ihr Zweifler und Unken,
Seid *ihr* denn blind?

5. Oktober.

Ewiges Gesetz.

Stark, ungebeugt, steht nur das Recht.
Und immer fällt, was hohl und schlecht.
Wär's nicht seit ewig so erfunden,
Es wär' die Welt schon längst verschwunden.

Laßt Neid und Habsucht, Lüge und Zorn
Mit Fahnen und Trommeln, mit Rossen und Sporn
In endlosen Scharen gegen uns rennen
Und schießen und stechen, morden und brennen —
Ein ruhiger Blick, ein sausender Hieb,
Und die Erde verwandelt sich in ein Sieb
Und rüttelt die Schelme drüber und drunter
Ins finstergähnende Nichts hinunter. —
Und über die stillgewordene Welt
Schreitet in Sonne der Sieger und Held,
Egget die Furchen, streuet den Samen
Und läßt ihn keimen in Gottesnamen.
Seine gesunde, ehrliche Kraft
Baut und schlichtet, ordnet und schafft;
Seine Faust, die starke und reine,
Zimmert die Balken, trägt die Steine,
Und über Schutt und Asche und Graus
Erhebt sich das neue, das bessere Haus.

Wie auch die Stürme des Lebens treiben —
So war es, so ist es, so wird es bleiben:
Das Üble und Falsche unterliegt,
Der Redliche siegt!

21. Oktober.

Die graue Hölle von Buckovica.

Im russischen Konsulat zu Mitrowitza wurde eine Schachtel mit König Peters Briefpapier gefunden. Jeder Bogen trägt in schwarzem Aufdruck das serbische Wappen und darunter die Aufschrift: „S. M. le Roi de Serbie". Das wäre unverfänglich. Aber es hat mit diesem Briefpapier eine sonderbare Bewandtnis. Es steckt in ihm ein durchsichtiges Geheimnis, das sich enthüllt, sobald man den Briefbogen gegen das Licht hält. Der Bogen hat zwei Wasserzeichen: auf dem einen Blatt das Sehnsuchtswort „Großserbien", auf dem anderen Blatt das großserbische Zukunftswappen, das, wesentlich pompöser als König Peters Wappen von heute, die Devise trägt: „Tempus et meum jus" („Zeit und mein Recht"). Von diesen beiden Kräften erhoffte König Peter die Zertrümmerung Österreichs und die Geburt des erträumten Großserbiens. Jede dieser beiden Kräfte hat sich als unzuver-

lässig erwiesen. König Peters „Recht“? Sein durch Wasserdruck verewigtes Sehnsuchtswappen läßt kleine Zieraten erkennen, die wie Lilienknospen oder wie Hermelinschwänzchen aussehen — aber doch auch wie Blutstropfen und Tränen. König Peter hat Tränen und Blut über Serbien gebracht. Der Hermelinschwänzchen wird er sich entwöhnen müssen, seine Lilien werden nicht mehr blühen. Und die „Zeit“, von der er so viel erwartete, hat er durch Ungeduld beleidigt und zu seiner Feindin gemacht.

Man muß sich dabei eines prophetischen Vorfalles erinnern, der sich bei König Peters feierlicher Salbung abspielte. Nicht weit von Kraljevo liegt das alte Kloster Schiza, in dem sich sieben serbische Könige salben ließen. König Peter als der letzte. Jeder König, der da gesalbt wurde, baute für sich eine neue Kirchentür. König Peter die siebente. Und als er durch diese funkelnagelneue Türe festlich zur Salbung schritt, strauchelte er und verlor die Krönungskette. Um das böse Omen zu beschwichtigen, soll er viele Stunden betend mit dem Gesicht auf den Kirchenfliesen gelegen

haben. Aber wie viele Stunden er auch gebetet haben mag, es ist augenscheinlich, daß er ungeduldig wurde und sich zu früh erhob, noch ehe die ihm feindseligen Geister versöhnt waren. Und als er, beharrlich im Nicht-erwarten können, mit seinem kleinserbischen Königsmantel die Bluttat eines politischen Narren deckte, war es wiederum seine Ungeduld, die ihm den Hermelin entriß, den Thron zersplitterte und die Krone in Scherben schlug. Die Weltgeschichte dieser Tage ist eine Richterin von künstlerischen Qualitäten. Unferne vom Salbungskloster Schiza liegt das hohe Studenizagebirge, durch dessen Wälder König Peter bei Schneegestöber entfliehen mußte. Und nun wird dieser König a. D. ein neues Pensionswappen für sich ersinnen müssen, vielleicht mit dem Wahlspruch: „Impatientia et meum crimen" („Meine Blutschuld, und weil ich nicht warten konnte").

Von dem Kampf, der die Dinge in Serbien so gewendet hat, war mir nichts mehr zu sehen vergönnt. Mackensens Gedankenhammer und unsere verbündeten Truppen, Deutsche, Österreicher, Ungarn und Bulgaren, haben da

zur rechten Zeit eine Arbeit geleistet, die noch flinkere Füße hatte als König Peters Ungeduld. Novibazar, Mitrowitza, Pristina und Prizrend sind gefallen. Auf dem Kampfboden dieser vier Städte wurden innerhalb zehn Tagen gegen 70 000 serbische Gefangene gezählt, große Teile der zerrissenen Armee König Peters haben sich in alle Winde zerstreut, alle Straßen sind bevölkert von den kampfmüden Heimatsläufern, und die Offiziere flüchten mit nicht mehr zählenden, durch Frost und Hunger aufgeriebenen Truppenresten über die Grenzen ihres Landes. Noch ein kleiner Bandenkrieg in den verschneiten Grenzbergen und in Mazedonien. Im alten Serbien ist das Wesentliche des Kampfes zu Ende.

Nur dieses Ende hab' ich noch gesehen. Und dennoch kann ich von einem Kampf erzählen, den die Heimat einschreiben muß in ihre Ehrenbücher. Dieser Kampf ist härter und schreckensvoller als alles, was ich in acht Kriegsmonaten gesehen habe. Es ist der Kampf, den die Unseren, da sie in Serbien schon die Sieger sind, noch auszufechten haben gegen den bodenlosen Morast der serbischen

Straße, gegen Erschöpfung, Krankheit, Entbehrung und Frost, gegen ein weites Ödgelände ohne Weg und Haus und Dach, gegen den Widerstand einer Gebirgsnatur, die erschaffen wurde, um schön zu sein, nicht um den Krieg zu begünstigen.

Die erschütternden Bilder dieses Kampfes hinter dem Kampfe begannen gleich bei meinem Eintritt in Serbien. Das kleine Semendria, dessen alte Zitadellentürme zwischen verschneiten Hügeln wie steinerne Märchen aufragten in das die Donau umflutende Nebelgrau, schien verwandelt zu sein in einen von Leben und Arbeit quirlenden Welthandelsplatz. Auf lange Strecken waren die Ufer bedeckt mit hohen Mauern von Mehlsäcken und Proviantfässern, mit Bergen von Munitionskisten, alles durch schwärzliche Teertücher gegen Regen und Schnee geschützt, so daß die Nahrung unserer Truppen und das Futter unserer Geschütze aussah wie eine Kette vulkanischer Bodenwellen. Für alles ist gesorgt, jedes Nötige ist vorhanden. Aber wie wird man es auf drei- und vierhundert Kilometer, bis Kraljevo und Mitrowitza, über die serbische Straße

bringen? Schon hier in Semendria sind die Wege zwischen den aufgestapelten Proviantmassen übergossen von einem Schlamm, vor dem man die Augen schließt, ehe man den Mut faßt, ihn zu durchwaten. Rasch verlernt man es, tastende Umwege zu machen. Grade durch! So geht's am besten. Nicht immer. Ich sehe einen Leiterwagen in ein von Schlamm überdecktes Erdloch hinunterkollern; der Kutscher, der sich grau aus dem Morast herausarbeitet, schüttelt das Dickste vom Gesicht und sagt ein bißchen verdrießlich: „Wo wird man da nu widder neue Kleeder griechen?" An der Möglichkeit, die alten zu putzen, verzweifelt er.

Szenen einer unbeschreiblichen Mühsal und einer bewunderungswürdigen Arbeitsenergie umringen mich. Hier gibt's für Offiziere und Soldaten keine Ruhe; Pflicht und Plage gehen endlos weiter durch Tag und Nacht. Aber eines fühlt man sofort: wie grauenvoll auch die Schwierigkeiten hier sein mögen, sie werden bezwungen.

Eine langsame Bahnfahrt in der Richtung nach Kragujevac. Nur zehn oder zwölf Kilometer in der Stunde, manchmal weniger.

Die Notbauten, mit denen man die Überschwemmungsgebiete und die hochgestiegenen Seitenbäche der Morava überbrückte, reihen sich so dicht aneinander, daß zwischen ihnen keine Zeit für lebhaftere Schnelligkeit der Lokomotive verbleibt.

Der neblige Tag beginnt sich aufzuhellen, ein bißchen Sonne kommt. Sie zeigt eine hübsche, halb überschneite Hügellandschaft, deren zerstreute Bauernhäuschen aussehen wie weiße Pilze. Bei diesen Häusern und auf den Feldern ist nirgends ein Mensch zu gewahren, nur manchmal eine hirtenlose Herde von Schweinen, die schlemmerisch in den Maisfeldern und Weingärten herumwühlen, wo es ungeernteten Kukuruz und ungeschnittene Trauben zu schmausen gibt. Menschen sieht man nur auf der von tiefem Schlamm überronnenen Straße, die neben dem Bahndamm herzieht. Lange Reihen von heimkehrenden Flüchtlingen, von Weibern, Kindern und Greisen, waten schneckenträg und mit dem Schweigen der Erschlaffung durch den zähen Morast, der die Opanken und die bunten Gamaschen einheitlich in graue Klumpstiefel verwandelt. Und gegen

Süden, in der Richtung unseres Zuges, kriechen endlos die militärischen Kolonnen — nicht die schweren Wagen und kräftigen Pferde, die ich im Westen und Osten sah, sondern leichte, zweirädrige Karren, die von einem traurig glotzenden Ochsen oder von zwei hintereinandergespannten Maultieren gezogen werden. Während unser Zug vor einer durch das Hochwasser beschädigten Notbrücke lange halten muß, seh' ich nebenan auf der Straße ein für die Plage der militärischen Arbeit in Serbien charakteristisches Genrebild: die beiden Chauffeure eines umgestürzten und halbzertrümmerten Kraftwagens sitzen bis über die Hüften im Straßendreck, und während sie die kostbaren Gummireifen abmontieren, singen sie zweistimmig ein Heimatsliedchen.

Zur Reise von Semlin nach Kragujevac, die man sonst in wenigen Stunden machte, hatte ich vier Tage nötig. Die Stadt, die ich in der Abenddämmerung erreichte, war verwandelt in einen Sumpf, aus dem die Häuser als Inseln herausragten. Eine wimmelnde Menge von Mannsleuten arbeitete an der Entfernung dieses schwarzen Teiges, den hundert

Herkulesse nicht bezwungen hätten. Gegen den Kulturzustand der serbischen Straße scheint der berüchtigte Stall des Augias ein nur mäßig benützter Aschenbecher gewesen zu sein. Weiß Gott, die serbische Straße ist kein Verbindungsmittel, sondern ein ganz niederträchtiges Verkehrshindernis.

Nun der fünfte Morgen. Nur noch vierzig Kilometer bis Kraljevo. Das sind zwei Tagesreisen, auch mit den guten Pferden, die ich bekam. Die Gäule dampfen, schwitzen und keuchen schon nach der ersten halben Stunde. Zwischen den Kolonnenzügen, deren Menschen und Tiere nur noch e i n e Farbe haben, die graue, wackelt mein Wägelchen stöhnend über die Morastfurchen. Ein Fahren neben der Straße, wie in Galizien und Polen, gibt es hier nicht — neben dem Straßenschlamm liegt der Feldersumpf, durchrissen von Wassergräben und tiefausgewaschenen Bodenschlünden. Will man's besser haben, so gerät man immer ins Schlechtere. Und auf der Straße immer die Stockungen, das stundenlange Warten, bis die Kolonnenschlange sich wieder bewegt. Man möchte verzagen, immer denkt man, daß es

schrecklicher nicht mehr kommen kann — und es ist doch erst ein sanfter Anfang, ein mildes Vorspiel, obwohl schon hier die Mühsal im Schlamm und der Kampf gegen die Entkräftung der Zugtiere ein Schauspiel des Grauens ist. Niederbrechende Ochsen und Pferde, wohin man sieht. Dieses Martyrium der Tiere und diese Plage der Menschen hat eine Sprache, die nur aus einem einzigen, doch tausendfach wiederholten Worte besteht, und dieses Wort wird nicht gesprochen, es wird geknirscht, gekeucht, geschrien von heiseren Stimmen: „Hüo, hüo, hüo, hüo ...“ Nur außerhalb der Kolonnenpein, bei den zusammengekratzten Schlammhügeln am Straßenrande, wo die Fußgänger klettern und waten, hört man in allem Greuel des Kotes und der Erschöpfung noch andere Sprache, hört ein heiteres Wort, ein gesundes Lachen. Seufzer, Flüche und Verzweiflung nützen da nimmer, nur das Lachen kann noch helfen, die Pflichttreue, der Glaube und die Zuversicht.

Wird die Straße auf kurze Strecken um ein Härchen besser, so daß man ruckweise vorwärtskommt, dann atmen die Tiere auf, strek-

ken sich und ziehen frischer, und da bessert sich auch gleich die Laune der Fuhrleute und ihrer Beistandsmannschaften. Ein Wagen taumelt an mir vorüber, mit zwei Pferden und zwei Ochsen bespannt; vor den Ochsen ziehen zwei Landsturmmänner an Stricken, die um die Hörner der Ochsen gebunden sind — und während die zwei im Schlamm an mir vorüberwaten bis über die Schenkel hinauf, hör' ich den einen sagen: „Nee, Junge, laß sie man kommen! Deutschland und Österreich, wir beede haben noch so viel Soldaten, daß wir die Ahntante und ihre Schwefelbande zerkloppen bis uf den Nußkern."

Ein Landstürmer, der im Moraste hängen blieb, rettet sich auf einen vorüberwackelnden Wagen; sein linker Stiefel ist ein grauer, formloser Klumpen, sein rechter Fuß ist nackt. Der Mann schreit über den Wagen zurück: „He Hanne, laß meinen Stiefel nicht ersaufen! Wo du gerade stehst, da steckt er!" Etwas Spritzendes fliegt über den Wagen her, ein Klatsch, der fliegende Stiefel ist wieder in der grundlosen Suppe verschwunden und kann nicht mehr gefunden werden. Auch im Ersau-

fen hat sich der Stiefel noch nützlich gemacht, denn er schenkte einem halben Dutzend der Unseren ein heiteres Lachen.

Mittag ist vorüber. Seit dem Morgengrau, in sieben Stunden, haben wir zwölf Kilometer gemacht — das ist die Schnelligkeit, mit der in Serbien die Munition und die Nahrung unseren Truppen nachreist. Noch ein kurzes Aufwärtskeuchen zur Höhe von Budovica. Man tröstet sich: da drüben, bergab, da wird es leichter gehen. Aber da kommt nun erst die richtige graue Hölle. Die Straße fällt hinunter in ein Ackertal, in dem die Schneewässer von vielen Hügeln zusammenlaufen und alles überschwemmen, alles versumpfen. Sumpf? Nein! Das ist kein Sumpf mehr, das ist ein See von Morast. Die Kolonnenzeilen und die Züge marschierender Truppen stauen sich zu dicken Haufen, die von der Straße immer weiter gegen die überschwemmten Felder hinausgedrängt werden. Die Munitionsprotzen bleiben stecken, Geschütze kippen um, Tiere und Menschen versinken halb, die Räder brechen, und die stürzenden Wagen schütten ihre Ladung in den Schlamm. Und

die Ochsen und Pferde, die gefallen sind, mögen nimmer aufstehen. Die heisergewordenen Stimmen der Offiziere klingen wie die Schrilltöne reißender Saiten, und über allem Gewirre wogt ein zwanzigsprachiges Geschrei, Deutsch in allen Dialekten, Ungarisch, alle Idiome von Österreich, Russisch, Serbisch und Rumänisch, als wäre die Hölle von Budovica ein Vorgarten des Turmes von Babel.

Während wir mit unserem Wägelchen da mitten drinstecken, kommt uns ein Regiment entgegen, das nach strapaziösen Gebirgskämpfen zu seiner Erholung und Auffrischung zurückgezogen wird. Man sieht noch gesunde und feste Gestalten; aber viele, viele haben abgezehrte und erschöpfte Gesichter, haben heiße Fieberaugen wie nach schwerer Krankheit. Und wie ihre Uniformen und Waffen aussehen! Schrecklich! Auf eine Breite von zwei Kilometern dröselt sich das-Regiment auseinander, um gangbare Pfade durch diesen Sumpf zu finden. Und weit in die Ferne reicht die nachhinkende Kette der Müdgewordenen und Maroden.

Im Schlammkessel der Straßensenkung

wird die Stauung immer dichter, das Geschrei der Menschen, das Ochsenbrüllen und Pferdegewieher immer lauter und wirrer. Aber noch immer ist Ordnung da. Mit übermenschlichen Kräften und ruhelos arbeitet man an der Besserung der verzweiflungsvollen Straßenstelle. Unsere Arbeiterkompagnien helfen zusammen mit Scharen von Gefangenen. Sie wissen nicht mehr, was das Wort „Feind" bedeutet. Wie sie sich in die Plage teilen, so teilen sie das Brot, legen einander in der Mühsal die Arme um den Hals, sind Kameraden, sind Menschen, von denen jeder leidet und dem anderen hilft.

Schon macht die Stauung einen Ruck nach vorwärts. Und wieder einen. Da zieht, ein paar hundert Meter von uns entfernt, etwas Langes und Graues durch den Morast der überschwemmten Felder, deren stehende Gewässer in der Sonne glitzern. Was da kommt, ist ähnlich einer Schlammschlange, deren Körperringe sich in matten Zuckungen bewegen. Es ist ein Zug von 3000 serbischen Gefangenen, geführt von Ulanen, die ihre widerstrebenden Pferde durch das Wasser zerren. Die graue

Karawane ist zu weit entfernt, ich kann die Gesichter nicht unterscheiden; aus der Reihe der Gebeugten und mühsam Watenden, die nicht mehr wie Soldaten aussehen, ragt nur selten eine aufrechte Mannsgestalt hervor; langsam schiebt diese Menschenkette sich vorüber und verschwindet zwischen Wassertümpeln und dürrgewordenen Stauden. Auch hier eine lange, lange Zeile von Nachhinkenden. Viele von ihnen sind auf der Straße geblieben, durchstampfen den Schlamm und pressen sich zwischen den gestauten Wagen hindurch. Einen, der nimmer weiter kann, seh' ich niederstürzen und lautlos im Schlamm versinken. Ehe man ihm beizuspringen, ihn herauszureißen vermag, wird aus der Stopfung der Kolonne ein Munitionswagen seitwärts hergedrängt, und die stampfenden Pferdehufe und die schweren Räder gehen über den Versunkenen weg.

Über allem ein leuchtender Abendhimmel bei beginnendem Frost. Zu diesem Sumpf auf der Erde noch Regenwetter — das wäre nicht auszudenken. Gott sei Dank, es ist nirgends ein Wölklein zu sehen. Nur die Herbstnebel hängen um die Kuppen der fernen Berge.

Eine wundervolle Landschaft! Aber man hat keinen Sinn dafür, sieht nur immer vor sich hin auf das Schwarzgraue, in dem man mit Wagen und Pferden zu verschwinden droht. Und in der letzten Sonne, hoch in den goldblauen Lüften, surrt ein Flieger über unsere Köpfe weg. Dieser Glückliche da droben im Schlammlosen!

In vier Stunden waren wir um zweihundert Meter vorwärts gekommen. Ehe der Abend dämmerte, gelang es, unseren Wagen aus dem Gewirre herauszuzerren. Bis an die Knie watend, führten wir die Pferde quer über die Felder, gewannen einen passierbaren Weg, kamen nach Anbruch der Nacht zu einem Dorf und fanden für die zitternden Pferde einen Stall, für uns ein herrliches Quartier in einem kleinen Serbenhaus. Zwei alte Männer, zwei Frauen, drei junge Mädchen und zwei Kinder wohnten da zusammen in einer winzigen Stube. Wir ließen die Neune, wo sie waren. In der Küche gab es noch Raum. Essen, sich waschen, sich reinigen? Man war zu müde. Kleider und Stiefel starr von der in der Nachtkälte gefrorenen Straßensuppe,

wickelte ich meine Müdigkeit in die wollene Decke, legte mich auf den Lehmboden hin, schloß die Augen und dachte: „Nun ist das Härteste überstanden!“

Das war ein Irrtum. Es kamen Tage und Nächte, die viel härter zu überstehen waren als die graue Hölle von Buckovica.

Der Kampfboden am Ibar.

Das Dörflein, in dem wir auf der Fahrt von Kragujevac nach Kraljevo nächtigten, hatte den etwas umständlich klingenden Namen Bumbarewobrdo. Er wird mir unvergeßlich bleiben um des kleinen Abenteuers willen, das ich in der Nacht erlebte, als ich auf dem Lehmboden einer serbischen Bauernküche schlief. Ich erwachte in der Finsternis mit dem Gefühl, daß ein mein Gesicht betupfender Finger mich geweckt hätte. Auch nach dem Erwachen huschte mir noch etwas Wunderliches über Wangen und Hände. Wie gleitende Spinnfäden war's. Dazu vernahm ich immer ein tropfendes Geräusch. Unzählbar fiel's auf meine wollene Decke, auf meinen Kopf und auf den Lehmboden herunter. Erst dachte ich an Regenwetter, an ein nicht wasserdichtes Dach. Doch vor dem kleinen Fenster schimmerten die Sterne. Und da befiel mich plötzlich der böse Gedanke an jene

unliebsamen Tierchen, die sich nächtens von einer kalten Stubendecke auf warmblütige Geschöpfe herunterfallen lassen. Ich wickelte mich mit großer Beschleunigung aus der Wolldecke heraus und drehte die elektrische Taschenlampe an.

Nein! Ich hatte dem braven Serbenhause mit meiner Vermutung bitteres Unrecht getan. Es waren nur ungefährliche Schwaben und Russen, aber in solcher Menge, daß der Vorgang etwas Phantastisches an sich hatte. Decke und Wände waren dicht besät mit schwarzen und dunkelbraunen Käfern, manche so fett und groß wie eine reife Zwetschge. Und das wimmelte durcheinander wie die Steinchen in einem Kaleidoskop. Auch dickbäuchige Grillen waren dabei, die sich auf den Vorderbeinen hochaufrichteten und mit den langen Fühlhörnern mißtrauisch gegen die elektrische Lampenhelle hintasteten. Es war ein Nachtspiel, bei dem man das Gruseln hätte lernen können. Und meine Rettung war's, daß es Geschöpfe gibt, die dem Lichte abhold sind. Wo ich hinleuchtete, wurde die Mauer leer und nach wenigen Minuten war der ganze wimmelnde

Käferspuk verschwunden. Ich ließ die elektrische Lampe brennen, bis der Morgen zu grauen begann.

Bei Tageserwachen erschienen die Hausleute, waren sehr freundlich, säuberten meine Kleider und Stiefel, brachten warmes Wasser und kochten mir einen prächtig schmeckenden Mokka. Der Hausherr tat sogar noch ein übriges und reichte mir als besonderes Gastgeschenk auf der flachen grauen Hand einen Klumpen Polentabrei. Schade, daß ich schon gefrühstückt hatte und verzichten mußte. Aber wirklich, es waren nette, freundliche Menschen. Ebenso gutmütige und dienstgefällige Hausleute hatte ich auch schon in Semendria und Kragujevac gefunden. Das Volk in Serbien scheint wesentlich anders zu sein, als wir daheim es zu sehen gewöhnt sind.

Ein frischer Morgen und eine rasche Fahrt auf gefrorenem Boden. Ich hatte mir auf der Karte einen vom Kolonnenzug entfernten Umweg ausgesucht, auf dem ich, obwohl ein Dutzend Kilometer mehr zu machen waren, doch rascher vorwärts kam. Diese Reise neben der großen Heerstraße zeigte mir neue Bilder, zu-

erst einen serbischen Friedhof von wunderlicher Lustigkeit, mit farbig bemalten Grabsteinen, die Gräber geschmückt mit vielen, an lanzenartigen Stangen befestigten Fähnchen, weiß, blau, weiß und rot, rotweißblau, mit roten Kreuzen und Sternchen drauf. Und alle diese Wimpel flatterten im Morgenwinde. Der Friedhof sah aus wie ein festlicher Kinderspielplatz, auf dem nur die Kinder noch fehlten. Hatte dieser Freudengarten auf Gäste gewartet, die ihn nicht mehr erreichten? Denn hier und dort in den Straßengräben und auf den Feldern sah ich Tote liegen, in serbischen Bauernkleidern. Waren es Gefallene, Erschlagene, Erfrorene? Sie mußten schon lange liegen, waren von den Krähenschwärmen schon übel zugerichtet. Auf stundenlangen Wegstrekken waren diese Stummgewordenen die einzigen Menschen, denen wir begegneten. Dieses stille, tote, leere Land hatte bei allem freundlichen Anblick der Natur etwas namenlos Trauriges. Doch so oft wir in Wälder kamen, wurden die Wege lebendig. Da ging, fast ohne Ende, eine Wanderung jammervoller Mannsgestalten an uns vorüber, mit Lahmen und

Verwundeten zwischen den Gesunden. Alle trugen eine zerlumpte, wie aus Kehrichtfässern zusammengelesene Bauerntracht. Stroh guckte aus den zerfetzten, kotklumpigen Opanken, das schmutzige Hemd aus den Hosenlöchern. Manche hatten noch irgend etwas von einer Uniform an sich, einen Schnürstiefel, eine Soldatenbluse, einen Militärmantel, die serbische Soldatenkappe. In allen Gesichtern die gleiche, stumpfe, steinerne Trauer. Es waren Hunderte, Tausende von jenen Heimatsläufern, die sich von der geschlagenen und zersprengten Armee König Peters entfernen, bei hellem Tage versteckt bleiben und nur in den Nächten und während der Dämmerung auf der Wanderschaft sind, um ihre entfernten Dörfer in Nordserbien zu erreichen. Die Begegnung mit uns ist ihnen sichtlich unwillkommen. Bei Aufgang der Sonne sind sie alle verschwunden, und die wieder ödgewordene Straße erzählt in einer schauerlichen Sprache von diesen Wandersleuten des Elends und der Nacht: in langen Linien ist der gefrorene Straßenschlamm bedeckt mit den von ihren wunden Füßen abgetropften Blutflecken, die vom Frost einen tiefen

bläulichen Karminton bekamen.

Die Sonne beginnt den gefrorenen Straßenkot aufzutauen, und nun machen wir mit dem Wagen wieder zwei oder drei Kilometer in der Stunde. Jede steile Straßenstelle ist begleitet von zertrümmerten Wagen, von den Kadavern der niedergebrochenen Ochsen und Pferde. Auch die Blutlachen des Gnadenschusses, der die entkräfteten Geschöpfe erlöste, haben dieses entsetzlichschöne, leuchtende Karminblau.

Im Tal der westlichen Morava zieht die Straße durch ein weites Sumpfgelände; das Wasser kann nicht abfließen, muß verdunsten, und aus seinen schwermütigen Tümpeln ragen schreckliche Dinge heraus. Ich sehe einen Arm, dessen gelbgewordene Hand noch immer einen niedergebogenen Weidenzweig umklammert hält. Und vorüber an solchen Bildern läuft ein unvollendetes Eisenbahnsträngelchen, ein höhnendes Gleichnis für König Peters Wahn und für die „wirtschaftliche Erschließung Großserbiens".

Am Nachmittag erreichten wir Kraljevo. Ein Gewimmel von Feldgrauen und Grau-

blauen. Vor dem Generalkommando spielt eine deutsche Regimentsmusik. Viele Soldaten stehen umher und schmauchen ihre Zigarren und Pfeifchen. In den Winkeln zwischen den Häusern sitzt das Flüchtlingselend bei kleinen Feuern. Was Straße heißt, ist grau übergossen, und die Menschen, die da hinüber müssen, machen Balanzierbewegungen wie Seiltänzer. Alle Quartiere sind ellenbogendicht belegt, 3000 von den Unseren ohne Unterkunft, und vor der Stadt kampieren 6000 serbische Gefangene, die man von Novibazar brachte. Bei Anbruch der Nacht brennen auf den Straßen, in den Höfen, in den Gärten und auf allen Feldern rings um die Stadt herum die Wachtfeuer auf — es ist anzusehen, als wäre der leuchtende Sternhimmel heruntergefallen auf die kalte, frierende Welt. Mich zieht ein freundlicher Klang zu dem Holzschuppen, der das Wachlokal ist. Da geht's lustig zu. Lied um Lied. Einer spielt die Ziehharmonika, und rings um das Feuerchen sitzen die anderen und klopfen den Takt mit allen Dingen, mit denen man Lärm machen kann. In dieser Lustigkeit ist etwas Wildes, Nervöses und Ge-

reiztes, etwas Trunkenes, obwohl die Leute nur eine dünne, bittere Teebrühe zu schlucken haben. Was herausklingt aus ihrem frohen Spektakel, ist die neu erwachte Lebensfreude und das glückselige Aufatmen nach mörderischen Tagen und nach eisigen Bergnächten, in denen es auf Schritt und Tritt am Tode vorüberging, am Verhungern und Erfrieren. Einer, der unter dem frohen Lärm der anderen mit leiser Stimme zu erzählen anfing, sagte zu mir: „Das Härteste war's immer, wenn zweitausend Meter hoch da droben im Schnee der Kamerad zusammenbrach und nimmer aufkam, und wenn man vorwärts mußte und nur über die Schulter schauen und nicht helfen konnte." Er schwieg eine Weile und sah in das flackernde Feuer. „Man kann sich daheim nicht vorstellen, was wir durchmachen mußten. Na ja! Wir haben es durchgemacht." In seine Stimme kam eine harte Strenge. „Daheim ist man lustig, zieht sich schön an und sitzt im Kaffeehaus." Ich konnte nicht antworten, ging schweigend hinaus in die kalte, von tausend Feuern durchfunkelte Nacht.

Und gegen vier Uhr morgens — um vor

dem Beginn des Kolonnenzuges eine tüchtige Wegstrecke auf gefrorenem Boden zu bewältigen — fuhr ich unter dem Glanz der Sterne den Bergschluchten des Ibartales entgegen. Wieder die Heimatsläufer, die scheuen, stummen Wandersleute der Finsternis. Manchmal sah ich in einem Auge mit grellem Strahl den Reflex eines Sternes blitzen. Und zwischen den taumelnden, erschöpften Gestalten kam immer wieder ein Mann, der das Lumpengezottel eines Bettlers trug und den Schritt und die Haltung eines Fürsten hatte.

Der erwachende Morgen zeigte mir eine Berglandschaft, von deren Schönheit man stundenlang erzählen könnte. Doch recht vermochte ich mich dieser Schönheit nicht zu freuen. Beim Anblick der verschneiten Hochschluchten und der vereisten Felsgrate mußte ich immer der stolzen, aber auch harten Dinge denken, die da droben geschehen sind. Man muß es am eigenen Leib erfahren haben, was das heißt: die Berge im Schnee! Aber eine winterliche Hochtour, ein Skilauf, eine Gemspirsche — was ist das gegen eine wochenlange Kriegsführung auf solchem Boden, durch Tag

und Nacht, ohne Rast und Aufatmen, ohne Dach und Herd, ohne ausreichende Nahrung, immer unter dem kalten Faustdruck einer schlummerlosen Gefahr, immer vor dem hohlen Blick des nahen Todes, immer unter dem Joch einer Mühsal, in der man die Stunden des eigentlichen Kampfes als ein tröstendes Aufatmen empfindet — weil man zwischen Schuß und Schuß keine Zeit mehr hat, um „über die Schulter zu schauen“. Auf solchem Boden und bei solchem Leiden ist der Siegeslauf der Unseren in der Breite eines Königreiches über diese verschneiten Schluchten und Grate wie ein Frühlingsgewitter hingegangen bis zur herrlichen Vollendung. Eine Kriegstat ohnegleichen! Das Lied vom Heldenwerk der Unseren und der Name ihres Führers Mackensen ist für ewige Zeiten mit Riesenlettern eingegraben in die Gehänge der serbischen Berge. Heimat, bekränze die Sieger! Und ehre die Versunkenen! Ihre Zahl — wenn auch gering im Verhältnis zu dem, was geleistet wurde — ist groß.

Auf diesen Schneefeldern, die ein gigantisches Siegergrab geworden, seh' ich die Son-

ne eines reinen Morgens erglänzen. Und herunten im kalten Schattental, neben dem rauschenden Strom, der die Eisklumpen treibt, begegnen mir die Flüchtlingsscharen, die den Tag nicht zu scheuen brauchen, Greise und Mädchen, schöne Frauen in Lumpen, bis an die Brüste von Schmutz umstarrt, und Ochsenwagen mit verwüstetem Hausrat und mit vielen hübschen Kindern, halb nackt, die Gliederchen blaugefroren. Lange Züge von Gefangenen kommen, viele ohne militärische Bedeckung; sie entfliehen nicht; im Gegenteil, sie leisten gute und willige Dienste: um selber essen zu können, helfen sie die Unseren ernähren, machen Streifzüge in die Bergschluchten und bringen Schafherden, Ochsen und Kühe herbeigetrieben. Zwischen den Gefangenenzügen und den rasselnden Kolonnen wandert die endlose Kette unserer Maroden und Leichtverwundeten. Einer, es ist ein Münchener, zeigt mir auf der Karte den Weg, den er machte, seit er den Schuß in den linken Arm bekam: jenseits des unüberschreitbaren Ibarstromes fünfundzwanzig Kilometer nach Süden, quer über Täler und Grate, sparsam

von seinem eisernen Bestande zehrend, bis zur Brücke bei Raska, und nun wieder siebzig Kilometer gegen Norden nach Kraljevo; acht Tage wird seine Wanderung gedauert haben, bis er das Lazarett und eine Bettstelle findet. Und er klagt nicht, ist ruhig, kann noch lachen, freut sich des Sieges, bei dem er mithalf, und sagt: „Hart, freili, ja! Aber solang 's Zündholzschachterl net laar weard, tut's es schon!“

Nun ist die Sonne auch im Tal herunten und taut die Straße auf, die ein Sumpf und Strom wird, überronnen von allen Schlammbächen der steilen Bergschluchten. Was in der Morasthölle von Vuckovica nur ein paar Stunden dauerte, das dauert auf der Ibarstraße den ganzen Tag. Um drei Uhr erreichen wir Usce, dessen paar Häuser umgeben sind von einem halbmetertiefen Drecksee. Hier sollten wir nächtigen. Kein Platz mehr. Man atmet auf, weil man nicht aus dem Wagen muß. Weiter weiter! Vielleicht können wir die Paßhöhe von Radusa vor Anbruch der Nacht noch überwinden?

Und da kommen zwei grauenvolle Stun-

den. Was ist Vudovica gewesen? Ein Kinderspiel! Hier ist die Hölle! Für Mensch und Tier. Auf den Morasthügeln des Straßensaumes sitzen Fuhrleute, die an allen Gliedern zittern und nicht mehr weiter können, sich erst erholen müssen. Überall die Stockung, überall auf den steil emporkletternden Serpentinen die zerbrochenen Räder, die steckengebliebenen Wagen. Überall die erschöpften und versagenden Zugtiere, die durch keine Peitsche und kein Schwanzdrehen mehr weiterzubringen sind. Immer das Geschrei nach Vorspann und immer wieder, bald hier und bald dort, ein Revolverschuß, der einem kraftlos gewordenen Gaul oder Ochsen die letzte Wohltat erweist. Die Schmutzgehänge neben den Straßenserpentinen sind mit zertrümmerten Wagen und mit den Kadavern von Rindern und Pferden so reich überrollt wie der Fuß einer brüchigen Berghalde mit Kieselsteinen. Man sieht es und wird stumpf, man denkt nicht mehr an das Leiden der Tiere, denkt nur an die Unseren, die bei Novibazar und Mitrowitza, noch achtzig Kilometer von hier, auf Munition und Nahrung warten. Vor der

Notwendigkeit der Zeit und beim Gedanken an das Leiden der Unseren verstummt die Barmherzigkeit für das Tier. Die Unseren fechten, sie müssen Patronen haben; die Unseren darben, der Proviant muß sie erreichen, so rasch wie möglich! Da hat man beim Anblick eines stützigen Ochsen keinen anderen Gedanken mehr, nur noch den einen: „Zieh, du Luder, oder verreck'!" Und während ich so denke, hör' ich eine von Zorn knirschende Soldatenstimme: „Du Herrgottsackermenter! Wirst ziehen, oder i schlag di blutig! Meinst, deintwegen laß i unsere Leut umfallen vor Hunger und Frieren?" Wie dieser eine, so müssen Hunderte denken. Überall die klatschenden Peitschenschläge gegen die Pferdeschenkel, überall die dumpfen Steckenhiebe auf die Rücken der Ochsen. Anders geht es nicht, alles würde stecken bleiben, alles versagen.

Endlich, endlich ist dieses Grauenvolle — nicht zu Ende — nur h i n t e r mir, nimmer zu hören, nicht mehr zu sehen. Wir haben mit unseren beiden Wagen die Paßhöhe auf dem Kamm des Berges erreicht. Die Pferde dampfen und schleichen. Auch wir, vom Zieh-

en und Schieben, vom erschöpfenden Waten in diesen Schlammbächen, sind in Schweiß gebadet. Und nun kommt das Frieren. Es geht in den Schnee der hohen Berglage hinein. Die Nacht beginnt zu sinken, und die meisten Wagen fahren neben dem tiefen Absturz ohne Laterne, weil es an Öl und Kerzen mangelt.

Eine wundervolle Nacht. Man beginnt mit den Zähnen zu schnattern, aber man sieht doch, wie groß die Sterne sind und wie herrlich sie funkeln. Aus diesem stillen Hineinträumen in die Schönheit der Nacht wird man hart herausgerissen. Nicht weit von uns ein wirres, aufgeregtes Geschrei. Ein Proviantwagen, der mit zwei Pferden und zwei Ochsen bespannt war, ist in der Finsternis über den Straßenrand hinausgeraten und über das steile Gehänge hinuntergestürzt. Der Fuhrmann hatte sich durch einen Sprung noch retten können.

Nun geht es talwärts. Die Kolonnen kommen im Dunkel und auf dem bösen Boden nicht mehr weiter und müssen bleiben. Die Kochstätten der Biwakierenden, die großen Feuer der Kolonnenlager und die Feuerchen

der Flüchtlinge erhellen die Nacht. Wir müssen vorwärts, unsere erschöpften Pferde brauchen einen Stall, wenn sie morgen nicht lahm sein sollen. Während wir uns langsam hinuntertasten ins Tal, aus dem das Rauschen des Ibarstromes durch die Finsternis herauftönt, schenkt uns diese glitzernde, eiskalte Nacht noch ein brennendes Himmelsmärchen. Ein großes Meteor fliegt langsam über das Gebirge hin, scheint immer näher zu kommen und wird wie die Vollmondscheibe — der Kern ist weiß, die gegen die Erde niedertauchende Scheibenseite hat einen roten Glutrand, und hinter dem Meteor zieht eine bläuliche Flackerflamme nach. Wunderlich ist's: das sind die serbischen Farben. Und nun stürzt der brennende Himmelskörper hinter die schwarzen Berge hinunter und ist erloschen, verschwunden für immer.

Wir sind im Tal und fahren neben dem rauschenden Fluß. Eine Kälte, daß man starr wird an allen Knochen. Eine Finsternis, als hätte man verbundene Augen. Und kein Haus zu sehen, keine Hütte. Immer weiter, weiter! Endlich leuchten die Fenster eines großen Ge-

bäudes. Es ist ein Lazarett, das am Abend erst bezogen und eingerichtet wurde. Die jungen Ärzte nehmen uns freundlich in ihre Kammer. Und nun sitzt man beim heißen Tee und schwatzt, sehr lange vom Krieg, noch länger von der Heimat. Und immer geht die Tür. Verwundete kommen aus der Nacht herein und lassen sich frisch verbinden, ehe sie weiterwandern. Einer, ein Salzburger, hat einen faustgroßen Furunkel am linken Arm. Der muß geschnitten werden. Ob man ihn narkotisieren soll? Er schüttelt den Kopf: „Zu was denn? So a bißl halt' ma no allweil aus, wann ma 's ander durchgmacht hat!" Er hält den Arm hin, guckt auf die Seite und raucht die Zigarette, die ich ihm gab. Dann steht er auf und schlüpft in das graue Hemd. „So! Vergelt's Gott! Jetzt geht's scho wieder. Pfüe Gott beinand!" Seine schweren Stiefel klappen in die kalte Nacht hinaus. Wir bleiben eine Weile stumm. Dann schwatzen wir wieder. Von daheim.

Die Eisnacht an der Raska.

Früh am Morgen, unter trübgewordenem Himmel, geht es auf stahlhartem Boden aus dem Ibartal nach Raska, das von Truppen und Kolonnen überfüllt ist. Auf dem Weiterweg nach Novibazar beginnt man die Nähe osmanischer Erde zu merken: unter den Maultierführern und Fuhrleuten sieht man immer häufiger die malerischen Gestalten der Turbanträger. Nach bunten und lebensvollen Kriegsbildern kommt eine Flüchtlingstragödie: ein vierzehnjähriger Bub im Straßengraben ist vor Erschöpfung dem Sterben nahe; man labt ihn und will ihn fortführen; ohne einen Laut auszustoßen, schüttelt er immer den Kopf und klammert sich mit beiden Händen an die Leiche eines alten Mannes, wohl seines Großvaters, der erfroren neben ihm liegt. Dann ein Bild, das noch härter zu sehen ist: ein mit Flüchtlingen, mit zwei bejahrten Männern, vier Frauen und sieben Kin-

dern beladener Ochsenwagen will, um den Weg in die Heimat zu finden, eine Furt des brückenlosen Ibarstromes passieren; unsere Feldgrauen schreien den Leuten zu, dieses Wagnis zu unterlassen; aber die Ochsen sind schon im reißenden Wasser und ziehen den Wagen hinter sich her; in der Mitte des hochgestiegenen Stromes beginnt der Wagen und das Gespann zu schwimmen, wird von den Wellen geschaukelt, wird fortgetrieben und verschwindet hinter den Buckeln des hügeligen Ufers; ein vielstimmiges Geschrei; dann ist nichts mehr zu hören. Ob der Wagen hinüber kam? Wie heißt die Heimat, die er fand?

Weiße, kalte Schleier wehen durch die Luft, dichtes Schneegestöber beginnt alle farbigen Bilder bleich zu umhüllen. Endlos geht durch dieses Gewirbel der Kolonnenzug, mit Saumtieren, die den Kopf hängen lassen, mit Führern, die den Schnee von den Mänteln schütteln und in ihre Hände hauchen. Auf fünf Schritte sieht man sie aus dem Weiß herauskauchen, nach fünf Schritten sind sie wieder im Gestöber verschwunden. Das dauert

zwei Stunden so. Novibazar, das wir mittags erreichen, wird mit seinen zwanzig Minaretten in diesem Flockengewoge erst sichtbar bei der Einfahrt in die von farbenreichem Leben erfüllte Hauptstraße. Zwei lange Zeilen von geschlossenen Läden unter hölzernen Lauben. Nur die Wurstbrater und Hammelröster haben offen, ihre Buden sind von deutschen und österreichischen Soldaten umdrängt. Zwischen dem Gewirr der Wagen und Saumtierzüge geht's im Gewimmel hin und her: Bosniaken mit rotem oder grauem Fes, Albaner in ihren weißen, mit schwarzen Borten benähten Trachten, Arnauten mit gesprenkelten Wämsern und roten Gürteln, Türken mit wehenden Mänteln und dicken Turbanen, verkrüppelte Kinder, kropfige Zwerggestalten, ein paar verhüllte Frauen. Wo ist Aladin mit der Lampe? Wo ist Sindbad der Seefahrer? Immer denkt man an Tausend und eine Nacht, an geflügelte Pferde und verwunschene Schätze. Das Zauberpferd ist zu sehen — ein deutscher Flieger surrt über die Häuser weg. Und der Schatz, der auf dem Boden von Novibazar vergraben lag, wird gehoben

werden für eine kommende Kultur.

Albaner und Arnauten wurden zum Sicherheitsdienst in der Stadt bewaffnet. Als sie Gewehre und Patronen hatten, machten sie Pirschgänge auf serbisches Freiwild. Man mußte das einstellen, mit Strenge. Aber daß sie es taten, ist begreiflich. Hier ist Boden, auf dem es heißt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Und die Serben, als sie hier die Macht erhielten, haben bös gewirtschaftet. Nationalisieren heißt bei ihnen: alles Gegensätzliche ausrotten.

An jedem türkischen Haus ist in weißer oder roter Farbe der Halbmond und sein Stern auf die Tür oder den geschlossenen Fensterladen gemalt. Diese Häuser sind Bundesboden, der von der Einquartierung verschont bleibt. Zwischen ärmlichen Lehmhütten stehen hübsche Gebäude, die von hohen Mauern umzogen sind und graziöse Holzgitter vor den Fenstern des oberen Stockes haben. Eine feine Romantik, die schon halber Orient ist, umflüstert sie. Nur der blaue Himmel und die Sonne fehlte noch. Der Schnee fiel dünner; doch so kalt war's, daß die Schritte knirschten.

In einem Türkenhaus, das nicht von Türken bewohnt, sondern an einen serbischen Professor vermietet war, fand ich eine nette Quartierstube mit etwas naivem Luxus. Die Bauart des Hauses machte mich neugierig auf ein richtiges Türkenhaus.

Der osmanische Bürgermeister von Novibazar, Cilerdzić sade Hamidaga, lud mich als Gast unter sein Dach. Das wurde eine fesselnde Stunde. Die großen, weißen, bei breiten Fenstern von Licht durchfluteten Räume blinken von Sauberkeit. Schöne Teppiche auf den Dielen, ein Holzschrank mit geschnitzten Türen über eine ganze Wandbreite, der mit gestickter Leinwand bedeckte Diwan um drei Wände herum, ein kleiner Ofen, eine Badenische und an der Decke die Ampel — so gleicht jede Stube der andern. Die Betten sind in den Schränken, werden am Abend auf dem Boden ausgelegt und verschwinden am Morgen wieder. Das macht die Räume frei, groß und appetitlich.

Während wir Zigaretten tauschten und guten Mokka tranken, der in zierlichen Kesselchen hurtig auf einem Kohlenbecken bereitet wurde,

verhalf uns der Dolmetscher zu einem Gespräch. Hamidaga wollte wissen, ob Novibazar nun österreichisch, deutsch oder türkisch würde. Ich sagte: „Sicher ist, daß es nicht mehr serbisch sein wird." Rasch nickte der Türke, und seine Augen glänzten „Inschallah! — Gott geb's!" Mehr wollte er von der Politik nicht wissen.

Bei der vornehmen und liebenswürdigen Gastlichkeit des Hausherrn mußte man sich hüten, von irgendeinem Stück seines Besitzes zu sagen: „Das ist schön!" Da griff er gleich nach dem gepriesenen Gegenstand, um ihn dem Gast zu schenken. So sehr ich mich sträubte, zwei Erinnerungszeichen an diese Stunde mußte ich mitnehmen, einen gravierten Kupferbecher für mich und ein weißes Tuch mit zarter Goldstickerei für meine „Haremsherrin".

Als wir das Haus verließen und Hamidaga uns begleiten wollte, kam auf kleinen Holzpantöffelchen sein rundes, siebenjähriges Töchterchen in faltigem Seidenhöschen hurtig herangeklappert, umarmte den Vater in stürmischer Zärtlichkeit und küßte ihm leidenschaftlich den Mund, die Wangen, die Augen, die

Stirne und den Bart. Reizend war's. Es war auch echte, kindliche Liebe, gewiß. Aber in der Form, wie diese Liebe sich äußerte, war etwas Weibliches, etwas Frauenhaftes. Man merkte die Haremsschule. Warum auch nicht? Ein werdendes Weibchen am Hals des Vaters zur Liebe erziehen, heißt das Glück eines kommenden Mannes vorbereiten. Ob da die östlichen Mütter nicht klüger sind als die westlichen mit ihrer geheimniskrämerischen Jungfrauendressur? Die Elementarbegriffe der Zärtlichkeitsformen erst in einem längeren Kursus der Ehe lernen, bedeutet ein Glück verspäten. Und alles spät Erwärmte ist von der Gefahr bedroht, Konservengeschmack zu bekommen.

Nach der Stunde in Hamidagas Haus besuchte ich eine Moschee, auf deren Minarett der Muezzin den Ruf zum Gebet sang. Ich empfand da eine warme Frömmigkeit und sah in nachdenklicher Ehrfurcht zu dem mit Silber auf grüner Seide gestickten Namenszeichen des Propheten auf. Er war ein großer Menschen- und ein noch größerer Frauenkenner. Seine Lehre verstand es, im Kinde das Menschliche zu wecken und im Menschen das Kind-

liche zu bewahren. Seht diese graubärtigen Männer an, die da kommen, um zu beten! Sie beten nicht, wie müde Greise, sie beten wie inbrünstige Knaben. Das ist ein Volk, das sich nach herbstlicher Stockung immer wieder erneuern muß, weil Frühlingskräfte in seiner Natur, in seiner Moral und in seinen Häusern wohnen. Ein Gleichnis für das Wesen dieses Volkes ist jede seiner Moscheen, auch die ärmlichste, mit ihrer friedlichen Stille, mit der Würde und Kindlichkeit ihres Schmuckes, mit ihrer Entrückung vom Schmutz der Straße und mit der ewigen Unberührtheit ihrer höchsten Kanzelstufe, die auch der Priester nicht betreten darf.

Welch ein Gegensatz: der stille weiße Friede, den ich da gesehen hatte, und das rasselnde, rauschende, eisige Kriegsgrauen, dem die folgende Frühe mich entgegenführte!

Der Nachthimmel ist klar geworden, die Sterne schimmern. Jeder Hufschlag hämmert wie Stahl auf Stein. Zehn Grad unter Null, ein schneidender Wind dazu, und eine Kälte, daß nach wenigen Minuten der Bart ein Eisklumpen ist! Die zwei Braunen meines Wa-

gens verwandeln sich vom gefrorenen Duft ihres Atems in Schimmel. Die Straße ist menschenleer. Es fehlen die serbischen Heimatsläufer, die jeden Weg vermeiden, auf dem sie einem Albaner oder Arnauten begegnen könnten. Bei Sonnenaufgang erreichten wir Raska, in dem sich seit zwei Tagen die Truppen, Proviantkolonnen, Sanitätszüge, Geschütze und Munitionswagen ums Doppelte und Dreifache mehrten. Deutsche und Österreicher, Ungarn Kroaten und Bosniaken, Schneeschuhläufer, preußische und bayerische Jäger. Zahllose Wachtfeuer, Wärmestellen, Feldküchen und Bäckereien. Ihr Rauch sammelt sich zu einer Qualmwolke, als stände ganz Raska in Brand. Eine für das Auge unentwirrbare Bilderfülle, ein für das Ohr unlösbares Durcheinander von Sprachen. Inmitten des Lebens, das sich nach der Frostnacht wieder erwärmt und nährt, geht der Tod umher. Erschöpfte oder Schlaftrunkene brechen an den Feuern zusammen. Ein junger Husar schwatzt lachend mit seinem Kameraden; plötzlich sinkt er um, ein Pferdehuf hat ihm die Hirnschale eingeschlagen. Die Lazarette zeigen bedrückende Bilder; viele Ver-

wundete, viele mit erfrorenen Gliedmaßen und eine doppelte Zahl von Mattgewordenen und Kranken. Ruhelose Fürsorge ist für die Unsern tätig, nach Möglichkeit auch für die Gefangenen, die aber in solcher Menge kommen, daß sie nicht mehr untergebracht, kaum noch ernährt werden können. Auf freiem Feld kampierten in dieser Nacht gegen 5000; man sagt mir, daß die Erfrorenen nach dem Hundert zählen.

Während der Weiterreise, die mich zu der nach Kursumlija führenden Paßstraße bringen soll, begleiten mich ununterbrochen die erschütternden Szenen einer leidensreichen Kriegszeit. Lange Scharen von serbischen Gefangenen, die ohne Begleitmannschaft marschieren, schleichen starr und frostschauernd an uns vorüber. Und überall die Flüchtlinge, die Heimatsläufer, die der mörderischen Nacht entfliehen und jetzt den Tag suchen, die wärmende Sonne. Immer wieder die Menschengruppen, die ratlos um einen vor Erschöpfung Sterbenden, um einen Erfrierenden herumstehen. Solange meine Kognakflasche und die paar Bissen in meiner Reisetasche ausreichen, versuche ich Hilfe zu brin-

gen. Einer, ein alter, bis auf die Knochen abgezehrter Mann, dem ich den belebenden Trunk über die blauen Lippen flößte, beginnt sich zu erholen, faßt meine Hände und sagt in seiner Sprache: „Brate! — Bruder!" Ich schiebe ihm noch ein Täfelchen Schokolade und ein Stück Brot zwischen die kraftlosen Finger. Ein Serbe reißt es ihm weg und rennt davon — einer, der wohl auch dem Verhungern nahe war.

Auf der ansteigenden Paßstraße wächst das Eis, das den Weg überbuckelt. Die Wagenräder rutschen, die Pferde gleiten aus und stürzen. Wir kommen da nicht hinauf, müssen umkehren, und ich entschließe mich, die neben der Raska hinziehende Straße nach Mitrowitza einzuschlagen.

Marschierende Truppen begegnen uns, lange Karawanen von Saumtieren, und immer wieder die Gefangenenzüge, deren Vorbeimarsch mehrere Stunden dauert. Es müssen gegen 10 000 sein, die so an uns vorüberwandern, die meisten taumelnd und schleichend, ohne Mantel, mit zerrissenen Kleidern und zerfetzten Schuhen. Neben der Straße und im

vereisten Fluß liegen zahllos die gefallenen Pferde, die Wagenreste, die zertrümmerten Automobile. Und immer, immer wieder ein erfrorener Mensch.

Nach der Mittagsstunde erreichen wir Dren, das letzte Dorf. Die paar Hütten sind überfüllt, nirgends ein Fleck oder ein Dach, um zu bleiben. Wir müssen weiter, obwohl wir wissen, daß wir in kahler Bergschlucht vierzig Kilometer zu machen haben und in die Nacht hineingeraten müssen, bevor wir das nächste Dorf erreichen. Bei der Haltstelle einer Munitionskolonne lassen wir die müden Pferde rasten. Mit Ungarn, Kroaten und Serben um ein kleines Feuer sitzend, kochen wir Tee und Erbsensuppe, in die wir den Inhalt unserer letzten Konservenbüchse hineinrühren. Fast sind wir zu Ende mit der Mahlzeit, da kommt der Nachzügler eines Schneeschuhläufer-Bataillons, zu uns ans Feuer, ein Chiemseer, wankend, mit irrendem Blick in den heißen Augen: „Habt's net a bißl was z' essen, i kon nimmer weiter." Wir reichen ihm hin, was wir noch haben. Wie er gierig schlingt, den Kochkessel auskratzt, den Teller

leckt und den Löffel noch fünfmal über die Zunge zieht — das ist schwer anzusehen. Nach leisem „Vergeltsgott!“ taumelt er davon. Ich rufe ihm nach: „Guten Weg in die Heimat, Landsmann!“ Er dreht das Gesicht und antwortet ruhig: „Hoam komm i nimmer. Mi weard's wohl reißen. Meintwegen! Mitgholfen hab i allweil a bißl.“ Langsam wankt er gegen die Straße hin, auf der das Bataillon, zu dem er gehört, schon lange verschwunden ist.

Wir ziehen weiter. Noch scheint die Sonne, aber der Frost wird immer unerträglicher. Eisklumpen hängen an den Kleidern, die Hände sind starr, und immer wieder muß man aus dem Wagen springen, um durch Stampfen und Laufen die Füße aufzuwärmen. Eine graue, knirschende Dämmerung sinkt herunter, und die vereiste Straße wird immer schwieriger. Wir ziehen einer Nacht entgegen, von der uns keine Vermutung sagen kann, wie wir sie überstehen werden.

Langsam geht es durch die Dunkelheit, immer langsamer. Wo die Straße ein bißchen steigt oder fällt, muß man den Pferden bei

der Arbeit helfen, muß sie führen, muß den Wagen stützen, ihn vor dem Hinausgleiten über die Böschung behüten. Die Pferde, nervös gemacht durch dieses fortwährende Ausrutschen, schauern an allen Gliedern. Wir selber täppeln auf den gefrorenen Sohlen wie Kinder. Und bei jedem Rutsch, den der Wagen macht, muß man befürchten, daß er über den hohen Steilhang hinunterrasselt in den Fluß, neben dem der Frostduft alle Bäume und Stauden in silberne Gebilde verwandelte. Vor Anbruch der Nacht sehen wir lange Soldatenzüge der Unsern über die Berggehänge hinaufklettern, um die dort oben stehenden Hütten aufzusuchen oder doch auf einem Boden zu biwakieren, der länger die Sonne hatte und vom eisigen Luftstrom des Flusses entfernt ist. Wir können das nicht mitmachen, können Pferde und Wagen nicht verlassen.

Immer dunkler wird die Nacht, immer schwieriger die Straße. Zwei von uns müssen immer am Rand des Abhanges gehen, um für den Kutscher die Straßenkante zu markieren. Dann schleicht in der Finsternis ein Zug von zwei- oder dreitausend Gefangenen

an uns vorüber, eine wandernde Elendskette von drei Kilometer Länge. Bei einer Straßenbiegung stockt die Karawane, und im Dunkel tönt uns ein vielhundertstimmiges, wirres, aufgeregtes Geschrei entgegen. Die Straße ist entzweigerissen durch einen breiten, tiefen Bach, der dick vereiste Gehänge und keine Brücke hat. Die Gefangenen müssen durch das Wasser, suchen nach Steg und Steinen, und wo einer glaubt, einen gangbaren Weg gefunden zu haben, schreit er's den andern zu, und die schwarzen Menschenhaufen drängen kreischend gegen die Stelle hin. Auch wir müssen da durch. Hinunter geht es leicht und flink, aber drüben nicht mehr hinauf. Die Eiskrusten brechen, der Wagen bleibt in der Wasserrinne stecken, auf dem steilen Eishang stürzen die Pferde, verwickeln sich in den Strängen, und wir können sie nicht mehr in die Höhe bringen. Das alles in schwarzer Finsternis. Ohne die serbischen Gefangenen wären wir hängen geblieben. Zwanzig und dreißig von diesen Schwarzgestalten springen dienstwillig in das kalte Wasser hinein, um uns beizustehen; sie helfen die Pferde entwirren, zerren sie über

den Eishang hinauf, heben den Wagen aus dem Wasserloch und schleppen ihn empor bis zur ebenen Straße. Ich kann mich bei den freundlichen Helfern nicht bedanken, verstehe ihre Sprache nicht, und bis ich mit den starrgefrorenen Händen die Brieftasche unter den zwei Mänteln herauszuwühlen vermag, sind die hilfsbereiten Leute schon in der Finsternis verschwunden.

Gegen die neunte Nachtstunde wird die Straße öd. Um ein Stürzen der Pferde zu vermeiden, die wir allein mit unseren schon zerriebenen Kräften nicht mehr auf die Beine bringen würden, müssen wir uns Schritt um Schritt vorwärtstasten, so langsam, wie die Schnecken kriechen. Der Himmel hat sich bewölkt. Der letzte Stern ist verschwunden, die Nacht ist so schwarz wie ein Sargtuch. Meine elektrische Taschenlampe, die uns bisher noch immer ein bißchen half, ist ausgebrannt, und die neuen Patronen, die ich einstecke, brennen nicht; beim Gerüttel des Wagens sind die Verbindungen der Elemente entzweigerissen. Aber wir müssen Licht haben, ohne Licht kommen wir nimmer weiter. In meinem Koffer

hab' ich noch eine Kerze, die ich mir für die Arbeit in einem lichtlosen Quartier oder für den äußersten Notfall aufsparte. Jetzt muß sie heraus. Während ich in der Finsternis mit beiden Händen im Koffer wühle, greife ich immer in etwas Nasses und denke: bei dem Plumps in den Bach ist Wasser hereingeronnen. Doch als die Kerze — endlich, endlich! — in der Laterne brennt, merk' ich an meinen schwarzgefärbten Händen, daß ich in Tinte gegriffen hatte. Wie werden morgen die Sachen in meinem Koffer aussehen — vorausgesetzt, daß ich den Morgen noch erlebe?

Nun leuchten wir mit der Laterne dem Wagen voraus und kommen etwas rascher vorwärts. Wie lange wird's dauern? Die Glasscheiben der Laterne sind zerbrochen, im Wind und bei schiefem Tränen schmilzt die Kerze wie Zunder weg. Sie wird kaum eine Stunde brennen. Was dann? Wir müssen, solange die Kerze noch leuchtet, einen Platz entdecken, wo wir bleiben können. Auf der Suche nach einem Schuppen, nach einem Erdloch oder nur nach einer windstillen Ecke, die uns aufnehmen könnte, komme ich dem Wagen um

einen halben Kilometer voraus. Und da liegt vor meinen Füßen ein Mensch auf dem Eis, halb noch aufgestützt, doch unbeweglich, mit angefrorenen Kleidern. Die Laute, die er in seiner Erschöpfung stöhnt, versteh' ich nicht. Und weil ich ihn nicht von der Stelle bringe, nicht aufzurichten vermag, laufe ich zum Wagen zurück, um aus meinem Koffer noch irgend etwas Hilfreiches für ihn herauszustöbern und um zu verhindern, daß der Wagen über ihn wegfährt. Bis ich zurückkomme, liegt auf der Straße kein Lebender mehr, nur ein Toter. Und nun erlischt die Kerze.

Schrecklich sind die schwarzen Nachtstunden, die nun kommen. Nirgends ein Unterstand, kein Wäldchen, kein Gebüsch, in dem man sich bergen und gegen diesen stechenden Wind bewahren könnte. Nichts, nichts, nichts. Alles vereist, alles kahl, kein Baum, keine Staude, nirgends ein gottgesegnetes Stück Holz, um Feuer zu machen. Das Bleiben wäre der sichere Tod, wir müssen vorwärts, vorwärts. Und während wir so hintappen, die Pferde führend, alle paar Schritte wieder ausgleitend und stürzend, geht aufs neue der

Zug dieser schwarzen, wankenden Schleichgestalten an uns vorüber, mit halblauten Worten, die mir unverständlich sind und von denen ich nur die Empfindung habe, daß sie nicht behaglich klingen. Manchmal kommt mir der Gedanke an eine Gefahr, und ich lockere in der Ledertasche den Revolver. Das sind doch Hungernde, die vermuten können, daß sie Proviant auf unserm Wagen finden. Und sie müssen merken, daß wir keine Serben sind, sondern Feinde ihres Landes. Ein kurzes Zusammendrängen von einem Dutzend, ein paar Fauststöße auf dem glatten Eis, und wir liegen mit Gaul und Wagen drunten im Fluß. Aber nein! Wir sind sicher. Die Hunderte wandern ruhig an uns vorüber, und viele grüßen: „Dobro wetsche! — Guten Abend!“ Oder: „Laku notji! — Friedsame Nacht!“ (Ich weiß nicht, wie das geschrieben wird, und schreib' es nieder, wie es mir klang in der Finsternis.) Zwischen diesen Hunderten von leidenden Feinden sind wir unbedroht, nicht weil die müd in der Frostnacht Wandernden ungefährlich wurden durch Hoffnungslosigkeit, Erschöpfung und schnatterndes Elend, sondern

weil es gutgeartete Menschen sind, die nichts Böses in ihrem Gehirn und Wesen haben. — Man wird bei uns daheim ein Ende machen müssen mit dem törichten Slawinermärchen, das in Serbien nur Hammeldiebe, Mörder, Wanzen und Läuse sieht.

Nun ist die schwarze Straße wieder leer, wieder sind wir allein. Bei einem von unseren Leuten beginnt die Kraft zu versagen. Und da kommen wir, Gott sei Dank, zu einem Feuerchen. Unterhalb des steilen Straßenhanges flackert es zwischen ein paar Bäumen am Flußufer. Eng aneinandergehuschelt sitzt ein Dutzend von erschöpften Nachzüglern einer deutschen Truppe um die spärliche Glut. Ich rufe hinunter: „Haben Sie nicht ein bißchen was zu essen oder zu trinken für meinen Kutscher? Er kann nicht mehr weiter."

„Nein, leider, wir haben nichts, nur ein paar Bohnen, an denen wir kauen."

Das Feuer lockt. Nicht bleiben! Nein! Vorwärts! Immer weiter in der Nacht! Sie ist so schwarz geworden, daß wir die auf der Straße liegenden Körper der Erfrorenen nicht mehr sehen. Wenn der Wagen sich lautlos

hebt und über etwas Lindes hinübergeht, dann wissen wir, was es war. Man ist schuldlos, man hat's nicht verhüten können. Diese eisige Todesnacht ist etwas Fürchterliches! Die zwölfte Stunde vorüber. Es ist nicht möglich, noch weiter zu kommen. Aber wenn wir nicht erlöschen wollen, müssen wir vorwärts. Immer langsamer wird unsere Wanderung. Ob wir im Leben noch einmal ein Dach erreichen, einen Ofen, einen wärmenden Trunk? Die Handschuhe sind starr geworden, sind wie Eisklumpen, die man nimmer erträgt; und beim Führen der Pferde frieren die Finger an die Zügel an. Es kommen Verzweiflungsstimmungen. Sie müssen überwunden werden, oder das Ende ist da. Eine Weile läuft man, um die zitternde Starrheit zu überwinden; dann sitzt man wieder im Wagen, schließt die Augen und nimmt die wollene Decke über den Kopf, um sich am eigenen Atem ein bißchen zu beleben. Dabei sieht man nicht mehr, was auf der Straße liegt — und sieht die Unseren nimmer, die neben dem Wagen mit erloschener Stimme fragen: „Wie weit noch bis zum nächsten Dorf?“ Man mag ihnen die

Wahrheit nicht sagen und lügt: „Nicht mehr weit! Nur den Kopf in die Höhe halten und marschieren, marschieren, marschieren!" So raten wir und sind selber schon der Hilflosigkeit und der völligen Erschöpfung nahe.

Noch zwei Stunden so weiter, jede Minute wie eine Ewigkeit. Und dann die Erlösung. Die enge Schlucht wird breiter, und in der Ferne sehen wir mehrere Lichter. Sind's erleuchtete Fenster oder nur die Feuerstätten der Biwakierenden? Der Anblick der zuckenden Sternchen belebt. Wie weit noch bis dahin? Zwei oder drei Kilometer, nicht mehr! Um sie zu überwinden, brauchen wir anderthalb Stunden. Und nun sind wir da! Ein Lager von Gefangenen. Wieder Tausende. Wir sitzen zwischen ihnen am Feuer und stoßen die Hände in die Flammen hinein und rösten die Stiefelsohlen. Mit nackten Füßen kauern die Serben dicht an der Glut. Ihre Zehen und Waden rauchen, während sie die zerrissenen Opanken und die schmutzigen Fußlappen trocknen. Ich schenke ihnen meine letzten Zigaretten, für die sie freundlich danken. Ein paar österreichische Soldaten kommen, Haar und

Bart mit Eiszapfen behangen. Einer, nachdem er eine Weile stumm beim Feuer gestanden, fällt lautlos um. Die Serben richten ihn auf und reiben ihm Gesicht und Hände, bis er sich erholt. Mit dem ersten Griff, den er machen kann, tastet er nach seinem Gewehr und hängt es wieder um den Hals.

In der Finsternis, in der die vielen Feuer flackern, sehen wir zerstörte Hütten und Häuschen. Wir finden einen Stall für die Pferde, für uns noch einen Platz in einer Tenne, in der schon sechs Österreicher liegen, regungslos eingewickelt in die Decken. Das mache ich ihnen nach. Neben dem bißchen Glut lege ich mich auf den Boden hin und schlafe wie ein Stein bis zum hellwerdenden Morgen.

Von Bugarice, wo wir rasteten, sind es noch ein Dutzend Kilometer bis Mitrowitza. Zu dieser Strecke brauchen wir fünf Stunden. Wieder die Kolonnenzüge, die Saumtierkarawanen, die langen, langen Züge der Gefangenen. Und ein schönes Landschaftsbild mit der seltsamen Stadt in der Ferne! Man hat keine Augen dafür, haucht nur immer in die Hände und stampft mit den Füßen. Vor Mi-

trowitza ein neuer Aufenthalt. Der Eisgang hat die Brücke zertrümmert. Ein paar Stunden sollen wir warten, bis der Schaden wieder ausgebessert ist. Aber ich kann nicht mehr bleiben, muß in Wärme kommen. Auf einem Balken reite ich über das Brückenloch hinüber. Und dann bin ich in Mitrowitza, bin bei gastlichen Österreichern, die mich herzlich aufnehmen, kann mich wärmen, kann essen und trinken, schlinge wie ein Wolf und schlucke wie ein Bürstenbinder. Im russischen Konsulat, wo König Peter rastete auf seiner Flucht und sein Briefpapier und sonst noch allerlei Dinge vergaß, bekomme ich eine Stube mit glühendem Ofen, mit einem Feldbett, und schlafe bis abends sieben Uhr, schlafe von neun Uhr abends bis elf Uhr morgens. — —

Das alles erzählte ich nicht, um von den Abenteuern meiner Frontreise zu berichten. Ich erzähle das nur, um der Heimat einen nur unzureichenden Vergleich für das Furchtbare zu geben, das unsere Soldaten hier zu überwinden hatten, einen vom Kleinen aufs Große weisenden Maßstab für die namenlosen, keiner Phantasie geläufigen Schwierigkeiten, unter

denen die geniale Führung Mackensens und unsere verbündeten Heere hier den Sieg erfochten und ein Königreich eroberten. Was ich sah und miterlebte, erinnert an die Leiden des Napoleonischen Heeres nach dem Brande von Moskau, nur mit dem glorreichen Unterschiede, daß die Unseren die Sieger sind und auch unbeugsam blieben in aller mörderischen Unbill der Natur und Witterung. Mir sind diese Reisetage hart in die Knochen gefahren. Und mir, wahrhaftig, mir ging es noch unvergleichlich gut! Ich mußte nicht quer über Schluchten und Grate, nicht durch pfadlosen Schnee. Ich hatte die Straße, die mich leitete, hatte einen Wagen, der mich immer wieder lebendig rüttelte, wenn mein Leib zu erstarren drohte, hatte Leute, die mir beistanden, hatte einen braven Burschen, der mir die Laterne vorantrug, solang in ihr noch eine Kerze brannte. Das alles hatten unsere Soldaten nicht. Von ihnen hatte jeder einzelne nur sich selbst, seine beiden Füße und seine beiden Fäuste, hatte bei wochenlanger Mühsal nur seinen mageren Brotsack, hatte Tag für Tag den Kampf in verschneiten Buschgebieten und

auf vereistem Steilgehänge, hatte vierzehnstundenlange Frostnächte ohne Dach, oft ohne Feuer, und als Helfer hatte jeder von diesen Helden nur seinen Mut und seine Tapferkeit, seine Pflichttreue, seinen zähen Willen, seine heilige Opferfreudigkeit für die Heimat. Sie alle hatten es hundertmal härter als ich, hatten, bis dieser unsterbliche Sieg erfochten war, bei Tag und Nacht das gleiche zu überwinden durch viele Wochen, während mein Weg von Novibazar bis Mitrowitza, dieser kurze Weg durch Eis und Nacht und an Not und Tod vorüber, nur zweiunddreißig Stunden gedauert hat.

Erst jetzt verstand ich es ganz, jenes leisgesprochene Wort des Schneeschuhläufers am Wachtfeuer von Kraljevo: „Das Härteste war es immer, wenn der Kamerad im Schnee zusammenbrach und nimmer aufkam, und wenn man vorwärts mußte und nur über die Schulter schauen und nicht helfen konnte.“ Und gerne möchte ich das strenge, bittere Zucken seiner Lippen vergessen, das ich an ihm sah, als er von der Lustigkeit der Sorglosen sprach, vom Kaffeehauslärm und von schönen

Kleidern.

Kein Dank und keine Ehrung der Heimat wird ausreichend vergelten können, was die Unseren in Serbien überwunden und geleistet haben. Und spricht man daheim von ihrem Sieg und ihren Gräbern, so muß jedes Wort wie eine ernste Glocke sein, die zu dankbarer Weihe mahnt, zu freudigem Opfer, zu heldenhaftem Ausharren im Heimatskampfe, zu Besinnung und deutscher Würde.

Der Prepolac-Paß.

Außer seinem Briefpapier hat König Peter im russischen Konsulat zu Mitrowitza bei der Hast seiner Reise noch allerlei interessante Dinge zurückgelassen, darunter ein politisches Dokument, mit dem er doch eigentlich pietätvoller und achtsamer hätte verfahren müssen. Es ist ein eigenhändig geschriebener Brief seines treuen Freundes und Bundesgenossen, des Königs von Montenegro, vom achten Oktober, und lautet in wörtlicher Übersetzung:

„Seiner Majestät dem König. — Aus dem Blute unserer Märtyrer, die in den letzten drei Jahren ihr Leben auf dem Altar des serbischen Vaterlandes geopfert haben, und aus dem niemals erlöschenden Heldentum unserer unbesiegbaren Armeen wird mit Gottes Hilfe die Freiheit unserer Brüder im slawischen Süden auferstehen. Indem ich Eurer Majestät für den warmen Glückwunsch zu

meinem Siege danke, bin ich des aufrichtigen Glaubens, daß Eure Majestät diesen neuesten und unnatürlichen Angriff auf unsere Unabhängigkeit abweisen werden. Wie ich Schulter an Schulter in Bosnien mit Eurer Majestät gefochten habe, wäre ich überglücklich, wenn ich Ihnen beistehen könnte, wo immer eine Not Ihre Waffen bedrängt. — Nikola, m. p.“

Ein solches Dokument der treuesten Bundesbrüderschaft sollte man doch nicht mit Schneiderrechnungen und unerledigten Bittgesuchen unter den Schreibtisch werfen. Das ist nicht nett von Seiner Majestät dem König Peter. Auch die größte Eile der Flucht kann einen solchen Verstoß gegen die Dankbarkeit nicht entschuldigen. Wir wollen hoffen, der Herr der schwarzen Berge möge niemals erfahren, daß seine eigenhändige, zärtliche Gefühlsäußerung behandelt wurde wie ein völlig wertloses und lästiggewordenes Stück Papier. —

— Der Frost hat nachgelassen, es beginnt zu tauen. Während schon die Dachkanten tropfen, sind die Straßen von Mitrowitza noch mit Eisflächen bedeckt, über deren Spiegel die

kleinen Türkenmädchen in den bunten Höschen und mit den rotgefärbten Fingernägeln genau so lustig hinschlittern, wie die Bauernkinder in unseren Heimatsdörfern. Aas liegt in den Gärten umher, und viele Bäume sind dicht besetzt mit kreischenden Krähenschwärmen. Die haben glückselige Zeiten.

Immer kommen serbische Soldatenzüge, die sich ergeben wollen und sich in Mitrowitza durch Parlamentäre ein paar Stunden früher anmelden lassen, damit man mit ihrer Verproviantierung nicht in Verlegenheit käme. Eine ganze serbische Kompagnie erscheint mit den Waffen, mit den Offizieren zu Pferd, und stellt sich musterhaft auf, wie zur Parade. Die Stunde ihres Einmarsches wird noch vergoldet durch die Nachricht, daß die Bulgaren Prizrend nahmen und bei 100 Geschützen 17000 Gefangene machten. Der Krieg in Serbien ist zu Ende, auf seiner Aschenstätte flackern nur noch ein paar letzte Flämmchen.

Unter der lindgewordenen Sonne geht meine Reise gegen den Prepolac-Paß, über eine weite, fruchtbare, in blauer Ferne von wundervollen Höhenzügen rings umschlossene

Ebene mit vielen Dörfern — über den alten, blutgetränkten Kampfboden des Amselfeldes. Und dann lenken wir, an Pristina vorüber, in das nach Kursumlija führende Labtal ein. Die Straße ist dicht besetzt mit deutschen Truppen und Kolonnen. Hier seh' ich den ersten Bulgaren; Uniform und Kappe erinnern an das russische Feldbraun; flott und schneidig, in guter Haltung, trabt der junge Offizier auf einem kleinen, hurtigen Pferdchen gegen Pristina hin, von wo die Wanderzüge der Gefangenen kommen. Dazu eine neue, ergreifende Bilderserie: die aus der serbischen Gefangenschaft befreiten Österreicher und Ungarn.

Sie sehen elend aus. Jeder läßt an seinem Leib, in seinem Gesicht und in den traurigen Augen die Spuren eines schrecklichen martervollen Jahres erkennen. Nur wenige tragen noch die eigene, völlig zerlumpte Uniform, die meisten — denen man in der Gefangenschaft alles wegnahm, Geld, Schuhe, Kleider, Wäsche — haben sich so geholfen, wie es in der Erlösungsstunde zur Linderung ihrer Not sich machen ließ; der eine trägt einen Zivilpaletot und einen Strohhut, der andere

einen serbischen Soldatenmantel, eine serbische Militärkappe, eine serbische Feldbluse; der eine schleicht in zerrissenen Opanken, der andere hat einen Stiefel und einen Schnürschuh; jeder hat, was er unterwegs an einem Lebenden fand, der es nicht gerne gab, oder an einem Toten, der sich alles geduldig nehmen ließ.

Was sie von den Qualen erzählen, die sie ausstehen mußten, ist so entsetzlich, daß es wie Lüge und Übertreibung oder wie Irrsinn klingt. Und viele erzählen das gleiche: ihre eigenen serbo-kroatischen Landsleute hätten sich, als sie in Gefangenschaft gerieten, mit dem Feinde vertragen, hätten Aufseherdienste in den Gefangenlagern geleistet und hätten, um sich bei den serbischen Offizieren einzuschmeicheln, ihre deutsch-österreichischen und ungarischen Staatsbrüder unbarmherzig verprügelt. Weil ich das nicht glauben wollte, zog einer, ein Niederösterreicher, seinen Kittel und das Hemd herunter und zeigte mir die Narben der Stockschläge. Der Mann erzählte: „Wir waren gegen 60 000. Zuletzt waren nur noch 18 000 übrig, die man vor dem Anrücken der

Bulgaren und Deutschen verschleppte. Zu Tausenden sind die Unseren in den serbischen Lazaretten wegen Mangel an Pflege gestorben. Bevor die armen Kerle noch ausgeschnauft hatten, und während sie noch stöhnten, zog man ihnen das Hemd herunter, schlug ihnen einen eisernen Haken in die Brust, schleifte sie über den Boden oder zog sie durchs Fenster hinaus und warf sie hinter dem Spital auf einen Haufen zusammen. Unter ihnen haben viele noch stunden- oder tagelang gelebt."

Der Mann, der mir dieses Grauenvolle erzählte, sprach ruhig und hatte den Blick der Wahrheit in den Augen. Auch steckt Methode und Tradition in der Sache — man muß an das berüchtigte Konakfenster zu Belgrad und an die in den Hof geworfenen Leichen denken, die Alexander und Draga hießen.

Es ist da ein Unterschied: das serbische Volk auf der einen Seite, auf der anderen die Offiziersmeute, die korrupte Regierung und ihr König, der die zärtlichen Briefe seines Waffenbruders unter den Schreibtisch wirft. Für die Dramatiker des kommenden Jahr-

hunderts wird sich dieser König zu einem ergiebigen Subjekt gestalten. Eine Mischung aus Richard III. und Malvolio.

Am gleichen Tag, an dem ich die erlösten Österreicher solche Dinge erzählen hörte, sah ich im Labtal neben einer zerstörten Moschee zwei vor Erschöpfung gestorbene serbische Flüchtlinge liegen. Der eine hielt auf der Brust einen Zettel zwischen den verkrampften Fingern. Ich ließ mir übersetzen, was da drauf stand: „Verflucht seien die Schurken, die uns schlecht regierten, uns in diesen Krieg hineinhetzten und unser Volk in den Tod treiben!“ Den Zettel ließ ich dem kaltgewordenen Ankläger wieder zwischen die Finger schieben. Dieser einsichtsvolle Serbe soll weiterklagen.

Fort! Wir wollen uns losreißen von diesen üblen Dingen, und wollen an hellere Bilder denken! Eines bescherte uns der Abend in dem Dorf Latance, wo wir Quartier in einem von türkischen Bauern bewohnten Gehöfte fanden. Auch hier, inmitten eines hohen Flechtzaunes, das Männerhaus und das Frauenhaus; nur waren es zwei Lehmhütten; die

Abgeschlossenheit war undurchdringlich; man sah keine weibliche Hosenfalte, hörte nur zuweilen die sehr energische Stimme der Haremsherrin. Der lange, baumstarke Bauer und sein Bruder, zwei freundliche Mannsleute, taten alles mögliche, putzten und fegten, brachten Holz und machten Feuer, damit wir uns in ihrer Stube behaglich fühlen möchten. Diese Stube war ganz gemütlich und hatte einen hübschen, wunderlich geformten Kaminbau mit vielen Nischen, die zur Aufbewahrung absonderlicher Dinge dienten. Wir konnten uns mit den Hausleuten nur durch wenige Worte, durch Städte und durch Eigennamen und durch Gesten verständigen. Dabei kam aber doch so etwas wie ein politisches Gespräch zustande. Wußte man gar nichts mehr zu sagen, dann berührte man Mund und Stirne, sah zum Himmel aufwärts und sagte: „Enver Pascha!" Gleich funkelten und leuchteten die Augen der beiden türkischen Bauern. Die Nachricht der Einnahme von Novibazar, Mitrowitza, Pristina und Prizrend mit zusammen 70 000 Gefangenen, feierten sie durch eine Art Derwischtanz. Bei vielen liebenswürdigen Eigenschaf-

ten hatten sie nur eine, die schrecklich war: durch vier Stunden kochten sie für uns ununterbrochen Mokka, den man nicht ablehnen durfte, obwohl man ihn nur mit Mühe hinunterbrachte. Als sich bei mir die deutlichen Symptome einer schweren Coffeïnvergiftung einstellten, meinte der Hausherr: da müßte man jetzt was Festes draufsetzen. Er buk einen Polentakuchen, so groß wie ein Wagenrad und röstete sauren Ziegenkäse in sehr viel Hammelfett. Man nahm mit den Fingern ein Stück des Kuchens aus der Pfanne, tunkte den Kuchen ins heiße Hammelfett hinein und fischte dabei den Ziegenkäs — d. h. so machten es die beiden gastlichen Brüder; ich unterließ es, auch auf die Gefahr hin, die guten Söhne des Propheten ein bißchen zu kränken.

Dann die Nacht auf dem Maisstroh, mit einer musikalischen Unterbrechung. Die landesüblichen Hähne haben hier die Gewohnheit, nicht am Morgen, sondern um Mitternacht zu krähen. Das besorgten sie reichlich — alle sechs oder sieben, die der Bauer besaß. Und jeder Schlummer war zu Ende. Sie kräh-

ten nicht laut und lustig: „Kikeriki!“ Ganz schwermütig und mit tiefen Baritonstimmen sangen sie ununterbrochen den Namen einer serbischen Stadt: „Prokuuupljeeee“. Es war etwas Prophetisches in diesem Ruf, denn so hieß eine Stadt, die ich passieren mußte, um Nisch zu erreichen.

In grauer Morgendämmerung setzten wir die Reise fort, nachdem der Hausherr noch den vergeblichen Versuch gemacht hatte, einen von diesen verwünschten Hähnen zu fangen, um ihn uns zu schenken. Ein trüber Morgen, ohne Frost, lau und milde. Wär' es nicht so gewesen, so hätten wir einen harten Tag zu überstehen bekommen. Der Prepolac-Paß ist eine der furchtbarsten Wegstrecken in Serbien. Hier soll die serbische Armee auf ihrer Flucht vor der siegreichen Truppe des Generalleutnants v. Winckler, des Eroberers von Krusevac, innerhalb weniger Stunden gegen 13 000 Pferde und Ochsen verloren haben. Die meisten dieser Kadaver sind schon verscharrt, Tausende liegen noch umher, alle Wassergräben neben der Paßstraße sind erfüllt mit den halb im Kot versunkenen Tierleichen.

Enorm ist die Menge der Wagentrümmer, der zerschellten Kutschen und Automobile.

Wir erwischten zum Glück eine Morgenstunde, in der die Eisflächen schon ein bißchen aufgetaut, aber die Morastfluten noch nicht flüssig waren. Auch jetzt noch, bei Tageslicht, war der steile Abstieg bei jedem Schritt eine Gefahr für Gaul und Wagen, das Ausweichen immer ein Kampf gegen das Umkippen. In endlosen Reihen kamen uns bulgarische Kolonnen entgegengezogen, langsame, aber beharrlich kriechende Ochsengespanne, deren bäuerliche Führer in ihren braunen Filzgewändern nicht „Hüo!" schrien, sondern „Hihahaaa!" Feste, resolute Mannsleute sind es, von einer auffälligen Gemessenheit und Ruhe bei der Arbeit. Nach ihrem Verhalten möchte man vermuten, daß es im Bulgarischen ein Sprichwort gibt: „Geduld ist Erfolg". Auch brauchen sie selten die Peitsche; ihre Ochsen scheinen an diese Art von Straßen gewöhnt zu sein und greifen mit den Hufkanten bedächtig und sicher ins Eis. Alle die bäuerlich gekleideten Kolonnenmänner sind mit Gewehren bewaffnet und haben eine kindhafte Freu-

de am Schießen. Immer knallten die Schüsse, ich weiß nicht, auf was.

Zur Linken und Rechten der Straße sah ich Leute damit beschäftigt, den gefallenen Zugtieren die von der Kälte konservierten Häute herunterzuziehen. Solch ein abgehäuteter Ochse spielte in der vom Froste unterbrochenen Verwesung derart alle grellen Regenbogenfarben, daß er aussah wie ein japanischer Schauspieler in seinem Heldenkleid.

Im Tal begannen wieder die Morastfluten und die verzweifelten Watkämpfe der Fußgänger. Unvergeßlich wird mir ein junger Bursche bleiben, dessen linkes Bein so verkrümmt war, daß der Fuß rückwärts nach oben stand; mit dem gesunden Bein und mit Hilfe eines festen Steckens, den er nach Art eines Bergstockes einsetzte, humpelte er so flink durch den Schlamm, daß er alle überholte, die zwei gesunde Füße hatten.

Mittags erreichten wir die kleine Stadt Kursumlija. Die hundert boshaftesten Unratsteufel der Hölle haben hier allen Morast der Welt durcheinander geschüttet, und in diesem Sumpfe wühlen unsere Feldgrauen, die

Österreicher, die Ungarn und Bulgaren herum, die russischen und serbischen Gefangenen, die Pferde und Ochsen und dazu noch die Schweine und Schafe, die hier von allen Richtungen her zu großen Herden zusammengetrieben wurden. Nach drei Kriegsjahren ist Serbien noch immer ein unerschöpflicher Fleischbrunnen.

Während wir auf einem Mäuerchen unser Frühstück kochten, mußten wir im Wagen sitzen bleiben, um nicht im Schlamm zu versinken. Kochen, ja, aber essen konnte man da nicht. Verwesende Kadaver, faulende Wänste und Gedärme, wohin man sah. Lieber stiegen wir aus und fingen, zwischen den Händen das dampfende Schüsselchen mit der Gulaschsuppe, im Moraste zu waten an, um einen appetitlicheren Mahlzeitsfleck auszuspionieren. Nicht weit von einem Lazarett entdeckte ich eine kleine Kapelle. Dort wird Reinlichkeit sein. Dort wird man sitzen und essen können. Aber als ich das Gotteshäuschen betrat, kehrte ich auf der Schwelle rasch wieder um — es lagen da sieben dem Flecktyphus zum Opfer gefallene Männerleichen in ihren weißen Spitalkitteln.

Während in meinem Schüsselchen die Suppe dampfte, war in meinem Gehirn der Gedanke: hier hat der Krieg jenes grauenvolle Gesicht, wie es große Künstler geschaut und gemalt haben — jenes schauerliche Verwesungsgesicht mit eingesunkenen Augen, mit abgezehrten, fleischlosen Wangen, mit allen Farben der Fäulnis, umwittert von den Dünsten aller Todesgifte.

Fort! Die Sonne ist warm geworden, hochgelegene Straßenstrecken beginnen aufzutrocknen, schön Wetter kommt. Und eine reizvolle Landschaft dehnt sich vor mir, mit vielen Dörfern, die aus weißen Häusern bestehen und den Eindruck der Wohlhabenheit machen. Am Nachmittage noch ein Rückfall in die fürchterliche Dreckverzweiflung. Im Wagen mußte man die Füße in die Höhe ziehen, und die Pferde vermochten sich durch diese grauen Teigmengen kaum hindurchzuwühlen. Das war Prokuplje! Jetzt weiß ich, warum die Hähne von Latance den Namen dieser Stadt so traurig gesungen haben. Sie sangen mir einen Warnungsruf: „Steige da nicht aus, sonst mußt du ersaufen!“

Immer schöner wird der Tag. Kein Wölklein mehr am leuchtenden Himmel. Und in der östlichen Ferne, zwischen blauen Bergen, taucht die Häuserwoge von Nisch empor, das eine serbische Metropole war und nun eine bulgarische Stadt geworden ist.

Bulgarisches Presto.

Die Lieder, die ein Volk lieb hat, sind Bilder seiner Seele und seines Wesens, seiner Wünsche und seiner Kraft. Ein solches Lied, das klingend von seinem Volk erzählt, ist die bulgarische Nationalhymne. Sie ist kein gemächliches Andante, das sich ohne viel Atem singen läßt, sondern ein fröhlicher, rassig vorwärtsstürmender Prestosatz, der dem Hörer das Blut befeuert, ihn aufrüttelt zu beflügelten Gedanken.

Den Namen des Musikers, der diese stürmische Weise ersann oder sie nahm, wo sie ihm klingend entgegensprang, hab' ich nicht erfragen können. Hört man die Hymne zum erstenmal, so erinnert man sich an ein deutsches Volkslied, an einen schwäbischen Dorfgesang, an eine Tanzweise der Gebirgler. Es klingt in ihr eine von jenen Urmelodien, die bei allen Völkern heimisch sind und aus jeder tiefen Musikerseele einmal herausquellen. Mit

verändertem Rhythmus, doch in der gleichen Tonfolge findet man sie bei Beethoven und Mozart, bei Verdi und Richard Wagner, bei Johann Strauß und im Raimundschen Volksstück. In der bulgarischen Hymne bekam diese Ewigkeitsweise noch die Heimatswürze eines sich kraftvoll aufreckenden Volkes, bekam den Feuerklang seiner Hoffnung und seines Glaubens, seiner harrenden Sehnsucht und ihrer sieghaften Erfüllung. In ihrem klirrenden, vorwärtsdrängenden Marschtempo hört diese Melodie sich an wie ein in Musik verwandeltes Kommando zum Sturm auf die Feinde und ist dabei so heiter wie ein frohes Lied vom redlich verdienten Glück des bulgarischen Volkes.

Bei uns daheim, an politischen Festtagen und in den Freudenstunden eines neuen Sieges, wird die bulgarische Volkshymne immer zu langsam gespielt, in einem Würdetempo, das zu ihr paßt, wie ein aus Wolle gestricktes Futteral zu einem geschliffenen Säbel. So, wie sie sein will und klingen muß, hörte ich sie zum erstenmal in dem von den Bulgaren eroberten Nisch, im Kreis der Offiziere ihres

41. Regiments, das sich zwischen Blut und Tod, in Sturm und Sieg den Ehrennamen „das Eiserne“ verdiente. Diese Offiziere, das sind prächtige, schlanke, stahlschultrige Mannsgestalten, vom Oberst bis zum Fähnrich, gesund und blitzäugig, heißblütig und dabei doch von einer straffen Ruhe. Streng im Dienste, ernst und aufmerksam bei politischen und militärischen Gesprächen, sind sie gastlich und liebenswürdig im gesellschaftlichen Verkehr und können in der Weinwärme einer animierten Tafelstunde zu übermütigem Frohsinn erwachen, der immer gefällig berührt, da er niemals über die Schnur hinausschlägt. In ihrem inneren Wesen aus Kind und Bär gemischt, mit der hurtigen Beweglichkeit eines Wiesels, mit der Geradheit und dem klugen Mutterwitz gesunder Dorfkinder, sind sie die verheißungsvollen Söhne eines Volkes, das in seiner ersten Jugend steht und eine rasche Reife erwarten läßt.

Mit Kunst und Innigkeit verstehen sie die wundervollen, in Schwermut lächelnden Volkslieder ihrer Heimat zu singen. Und beginnt eine späte Tafelstunde das Blut zu heizen,

so werden ihre heimischen Tänze, die sie leidenschaftlich lieben, zu einem wilden Lied der geschmeidigen Glieder. Das reißt mit, wider Willen, ob man's kann oder nicht, und übermütig durchtanzt man auch mit sechzigjährigen Knochen noch eine halbe Nacht. In solch' einem springenden Männerkreis, der sich bei den Händen gefaßt hielt und blitzschnell herumwirbelte, sah ich einen deutschen, zweizentnerschweren Etappenhauptmann begeistert mittanzen; lachend fiel er um, weil ihm der Atem zu Schwindel wurde, sprang wieder auf, nahm einen stärkenden Schluck und tanzte weiter. Um Mitternacht mit bulgarischen Offizieren tanzen, das ist amüsanter und viel heilsamer, als eine kostspielige Entfettungskur in Marienbad. Und bei einem dieser rasenden Tänze, die aus Grazie und Kraft sich mischen, sagte ein bulgarischer Leutnant zu mir: „Den haben wir immer draußen an der Front getanzt, wenn die Feuer auslöschen und das Erfrieren drohte.“ Sie tanzen, wie sie fechten. Und ihre Tanzweisen klingen wie musikalische Variationen über den Soldatenschrei, mit dem sie das Kommando befolgen: „Napred na nosch!

— Los! Aufs Messer!" Es ist nicht zu verwundern, daß die Franzosen und Engländer an der mazedonischen Grenze so affenschnell den Rückweg ins Hellenische suchten, als sie den Jubelschrei des bulgarischen Bluttanzes vernahmen.

Wie die Volkshymne der Bulgaren, ist auch der Schritt ihrer Taten auf dem Schlachtfeld und ihre administrative Arbeit auf erobertem Boden ein feuriges Presto. So flink, wie auf den Schwerthieb, verstehen sie sich auf die Erneuerung der bürgerlichen Ruhe, auf die Umwandlung des gewonnenen Ackers in bulgarische Erde. Dieses gesunde, entschlossene Volk wird in die Höhe und in die Breite wachsen wie ein zäher, von Leben strotzender Baum, der im Sturm seine Kräfte formte und nach dem Kampf die Sonne fand. Der klare, scharfe Blick für die gewandelten Notwendigkeiten der Gegenwart und der kühne, zugreifende Entschluß in der rechten Stunde, das war der Vater dieses Erfolges. Seine Mutter war die russische Torheit. „Wir wären nie in den Kampf gegen Rußland eingetreten," sagte ein bulgarischer Offizier, „wenn

Rußland, das wir für unsere Mutter hielten, uns nicht in der Stunde der Not verlassen hätte wie eine falsche Freundin, die bei einem anderen auf bessere Bezahlung hofft."

Ob in kommender Zeit eine Versöhnung und ein neuer Zusammenschluß Bulgariens mit Rußland dankbar wäre?

„Nein. Wir sind keine Schwächlinge, wir sind Männer. Ein rechter Mann wünscht das Weib nicht zurück, das ihn treulos verließ. Eine Verständigung mit Rußland wäre nicht möglich ohne Verzicht auf unsere selbständige Entwicklung. Zwischen Rußland und unserer Zukunft steht eine Mauer, die aus Eisen gefügt und mit unserem Blut gekittet ist. Die wird stehen bleiben. Man sündigt nicht gegen das eigene Blut und verwüstet nicht das eigene Feld, wenn es zu blühen beginnt. Unser Weg in eine große, freie Zukunft geht Schulter an Schulter mit Deutschland und Österreich-Ungarn."

Voll ehrlicher Wärme und ohne Rückhalt ist ihre Begeisterung für die deutschen Erfolge, für deutsche Methode und Organisation, für die deutsche Verläßlichkeit und für das

stählerne Aushalten der deutschen Bundestreue. „Die bösen Erfahrungen, die wir machen mußten, lehrten uns ein Lied singen von Bundesbrüdern, die Räuber sind. Jetzt müssen wir ein neues Lied finden von Bundesbrüdern, die wie Säulen neben uns stehen und wie Löwen für uns kämpfen. Wir haben uns mit unserem Blut eine große Zukunft unseres Volkes verdient. Aber wir wissen auch, wieviel wir dabei dem redlichen Entgegenkommen unserer Bundesgenossen zu verdanken haben. Ebenso wissen wir, daß und was wir von den deutschen Offizieren lernen können. Unser Verkehr mit ihnen gibt sich nicht immer gleich so herzlich, wie wir selbst ihn wünschen möchten. Wir sind den deutschen Offizieren gegenüber ein wenig befangen. Das kann manchmal aussehen wie Stolz und Zurückhaltung. Aber das ist nicht so, ist nur Befangenheit, die sich nicht verraten möchte. Viele von uns, wenn sie nach dem Friedensschluß den Säbel an die Wand hängen, kehren wieder zu ihrem Acker zurück. Wir sind Bauern. Und das ist unser Stolz. Deswegen mag auch unsere Lebensweise bäuerische Züge ha-

ben, und unsere Umgangsformen mögen bei manchem von uns jenes Schliffes entbehren, der bei den deutschen Offizieren wie ein selbstverständliches Stück der Uniform ist. Sie haben eine zweihundertjährige Schule und Tradition, in uns stecken nur die Anfänge und die Geschichte eines vierzigjährigen Volkes. Wir wissen, der Kern in uns ist gut. Wegen der paar Nebensächlichkeiten, die uns äußerlich fehlen mögen, wollen wir nicht schief angesehen werden, da wir uns mit den deutschen Offizieren gleichwertig fühlen an Soldatentreue, an Tapferkeit und Vaterlandsliebe."

Das wird mir unvergeßlich bleiben, dieses schöne Aufblitzen in den dunklen Augen des bulgarischen Offiziers, als er sagte: „Wir sind Bauern!" Sie sind es im besten und verheißungsvollsten Sinn dieses Wortes, die Offiziere, wie ihre Mannschaften. Was man an den bulgarischen Soldaten auf den ersten Blick erkennt, das ist die bäuerische Festigkeit und Ruhe, die bodenständige Gewissenhaftigkeit bei aller militärischen Arbeit, die man sie leisten sieht. So ein bulgarischer Wachposten hat etwas Steinernes und Unnahbares. Ich hab'

es in kalten Nächten oft versucht, solch' einem unbeweglich Stehenden zur Aufwärmung meine Feldflasche oder eine Zigarette anzubieten. Der Mann sprach keinen Laut, rührte keine Hand, und seine Augen blickten ernst und abweisend. So blieb er stehen, bis ich davonging. Und hat ein bulgarischer Posten einen feindlichen Besitz oder einen geschlossenen Kaufladen zu bewahren, so behütet er ihn, als wär's ein Pulverturm; man muß ausweichen, muß vom Trottoir auf die Straße herunter und darf mit keinem Ärmelzipfel an das behütete Haus anstreifen. Der schwere, feste, in seiner Ruhe unerschütterliche Largotakt, den die gesunden bulgarischen Bauernherzen im Soldatenkittel schlagen, ist der symphonische Unterbau für das beflügelte Presto ihrer politischen Erfolge. Man denkt bei dieser Erkenntnis an manche Gegenwartsprobleme der Heimat und erinnert sich eines Sprichwortes, das vor einigen Jahrhunderten bei uns in Umlauf war: „Wird ein Bauer geboren, so wächst das Reich."

In Polen hab' ich unter den Scharen der russischen Gefangenen oft die vielen hochstäm-

migen Mannsgestalten bewundert, um die eine deutsche Seele das russische Volk beneiden könnte. Was ich dort gesehen habe, das wurde in erstaunlichem Maße von den bulgarischen Truppen übertroffen, die König Ferdinand im Zitadellenhofe zu Nisch vor dem deutschen Kaiser defilieren ließ. Das waren Linien wie marschierende Mauern, prachtvolle Mannsleute, strotzend von Kraft und Jugend, jeder ein Idealgrenadier, unter ihnen keiner, der an Kopfhöhe neben dem Flügelmann um einen merklichen Zoll zurückgeblieben wäre. Kein Wunder, daß dem deutschen Kaiser beim Anblick dieser Truppen die Soldatenfreude und das Wohlgefallen an solchen Bundesgenossen hell aus den Augen glänzte!

Unter den defilierenden Truppen befand sich auch eine Abteilung von Mannschaften, die in ihren braunen, malerisch wirkenden Dorftrachten weniger wie Soldaten, mehr wie Bauern aussahen, die sich zu Tanz und Hochzeit schmückten. Es war eine Kompagnie der mazedonischen Freischärler, eine Auslese rassiger, schnauzbärtiger und glutäugiger Kerle, denen man auf den ersten Blick in ihre harten, sonn-

verbrannten Gesichter anmerken konnte, daß sie für Volk und Heimat, für ihren Glauben und ihre Hoffnung durch Feuer und Wasser springen. Sie haben Arbeit geleistet, die so kühn und gefahrvoll wie erfolgreich war. Und man erzählte mir von ihnen eine charakteristische Anekdote. Bei einer Musterung war unter diesen Komitatschis einer, der weder Gewehr, noch Revolver hatte. „Warum hast du keine Waffe?" fragte der inspizierende Offizier. „Bitte, hab ich!" Der Mann zeigte sein festes Messer. „Warum kein Gewehr? Warum nur das Messer?" Der Mazedonier schmunzelte: „Weil besser ist! Hört man nicht."

Auf meiner Fahrt von Nisch nach Sofia fand ich Gelegenheit, viel mit bulgarischen Soldaten zu schwatzen. Unter dem Hundert sind da immer ein paar, die gut deutsch sprechen. Immer waren sie höflich und von entgegenkommender Freundlichkeit, wenn auch vorsichtig und zurückhaltend im Gespräch über militärische Dinge. Sobald sie aber merkten, daß man es gutmeint mit ihrer Heimat, wurden sie mitteilsam und sprachen frisch und ehrlich

von der Leber weg. Ihre Art, zu reden, mischt sich aus bedächtigem Ernst und derber Laune, mit einem Zusatz lächelnder Verschmitztheit. Manchmal war mir zu Mut, als säße ich zwischen bayrischen Bergbauern. Auch was sie ohne Ruhmredigkeit von ihren Kriegserlebnissen berichteten, erinnerte mich an die aus Abenteuern, Indianerschlichen und kühnem Draufgängertum gemischten Erzählungen, die ich vor vierzig Jahren nach dem deutsch-französischen Kriege daheim von Tölzern, Miesbachern und Lenggriesern zu hören bekam. Auch hier der Krieg, wie der gesunde Bauer ihn nimmt und führt, hart und verwegen, immer mit einer List und einem Lachen dabei! In einer bulgarischen Feldstellung — gegenüber einem serbischen, durch reichliche Artillerie gedeckten Festungswerke — wurden einmal in finsterer Nacht viele große Feuer in langer Reihe angezündet. Gleich donnerten die serbischen Geschütze gegen das vermeintliche Nachtlager der Bulgaren los. Die waren aber, sobald die Feuer brannten, lautlos davonmarschiert, schlugen in der Walddeckung einen Bogen, faßten die zum Angriff vorgehen-

den Serben vom Rücken her, erledigten sie gründlich und überrannten dann mit einem Prestosatz ihres Mutes und ihrer Todesverachtung die feindliche Artillerie.

In den Kriegserlebnissen der Bulgaren spielt das Bajonett — sie sagen: das Messer — immer eine größere Rolle als die Kanone, an der es manchmal fehlte. Von der Donau herunter bis Mazedonien, entlang der ganzen serbischen Grenze, haben bulgarische Bauern zahlreiche Festungswerke des Feindes mit stürmender Faust genommen, ohne artilleristische Unterstützung. Und ich erinnere mich eines Abends zu Nisch. Da erklärte mir ein hoher Offizier ein Umgehungsmanöver, das eine bulgarische Kavalleriedivision unternahm, um eine schwerbefestigte feindliche Stellung von hinten zu fassen. Ohne Artillerie, ohne Reserven, nur mit dem eisernen Proviant ausgerüstet, mußten sie in drei Tages- und Nachtmärschen mit ihren zähen, hurtigen Rösselchen über weglose Berge und durch steile Schluchten klettern — ein so tollkühnes Unternehmen, daß ich beklommen sagen mußte: „Herrgott, wenn das schief geht?" Der Offizier

lächelte: „Es geht nicht schief!“ Und am anderen Morgen war die Nachricht da: „Die Stellung durchbrochen, elf Geschütze genommen, der Feind in regelloser Flucht!“ Dazu ein Gegenstück aus ihrem Etappenbetrieb: auf einer vereisten Paßhöhe begegnete mir eine bulgarische Proviantkolonne von 120 Wagen, jeder von zwei Ochsen gezogen. Kein Pferd, kein Ochse in Reserve. Und ich fragte: „Was macht ihr da, wenn ein Ochse fällt?“ Die ruhige Antwort: „Es fällt keiner.“ Wie sie wissen, was sie von der eigenen Kraft begehren dürfen, so wissen diese Bauern auch, was sie von der Kraft eines Tieres verlangen können. Mit diesen Kräften sparen sie geduldig und bedachtsam, um sie in der Stunde, in der es das Höchste gilt, einzusetzen bis auf den letzten Rest.

Beim Anblick solcher Soldaten und bei der Einschätzung ihres Wesens und ihrer Arbeit sagt man sich immer: Welch' ein Heer ist das schon heute, und welch' ein Heer wird es erst werden, wenn diese stahlnervigen, von heißer Vaterlandsliebe und ruhigem Todesmut erfüllten Truppen sich entwickelten zu einer mit

allen technischen Kriegsbehelfen ausgerüsteten Armee!

Der Boden, auf dem die Bulgaren stehen, sei es alter oder neuer Boden, ist der Fruchtacker einer blühenden Ernte. Keines Volkes Politik kann besser für kommende Erfolge fundiert sein als jene, die untermauert ist mit gesundem Bauernblut. Das sind Bundesgenossen, auf deren Zusammenhalt mit uns wir stolze Hoffnungen bauen dürfen, ohne Rückhalt und voll Vertrauen.

Für die überwundene Bedrängnis und die zu weiter Freiheit führende Erlösung des bulgarischen Volksgedankens bietet die Fahrt von Nisch nach Sofia ein feines landschaftliches Gleichnis. In langsamer und vorsichtiger Fahrt — als hätte die glühend atmende Maschine tastende Hände, die jeden Widerstand vorausfühlen und jedes Hindernis beiseite schieben — überschreitet der Zug die neben Trümmern neu und fest erbaute Eisenbahnbrücke und windet sich zwischen engen und steilen Felswänden, zwischen hartem Gestein und schäumendem Gewässer durch die wundervolle, an malerischen Einschnürungen reiche Nischawaschlucht.

Immer glaubt man: jetzt geht es nicht mehr weiter, jeder Weg in die Freiheit hat ein Ende, und der keuchende Eisenriese, der die Lasten schleppt, muß erlahmen, muß liegen bleiben in diesem tiefen, steinernen Kerker! Aber die Kraft, die da bedächtig und beharrlich arbeitet, kennt keine Ruhe und kein Verzagen. Immer wieder schmiegt sich der vorwärtsdrängende Glutwille um die hindernden Steinmassen herum und bohrt sich durch die Finsternis der Felshöhlen. Immer rascher und leichter wird der Atem dieser eisernen Energie; die kalte, von Dämmerungen erfüllte und von winkenden Lichtblicken durchfunkelte Enge beginnt sich zu weiten, die steinernen Hemmungen weichen zurück, verschwinden; und mit flinker Fahrt, im beschwingten Presto froher Erlösung, rauscht der bulgarische Zug hinaus in eine schöne, weite, fruchtbare, herrlichgehügelte Landschaft, die von blauen Glanzträumen durchwoben und friedlich überschimmert ist von der Sonne des werdenden Frühlings.

Türkische Ouvertüre.

Mit Rauschen und Rasseln gleitet der Balkanzug aus der schwindenden Nacht in den neuen Morgen hinein. Der ist kühl, nicht völlig klar, durchflattert von langgefaserten Dunstgebilden, die der Westwind über kahle Felder schleift und gegen das Schwarze Meer entführt.

Eine große Kuppel mit vier hohen, schlanken Minarettsäulen hebt sie aus dem Nebel heraus. Mehr ist von Adrianopel nicht zu sehen, und auch das Wenige verschwindet wieder. Die Fahrt wird langsam, man weiß nicht, warum? Ein Mitreisender sagt: „Im Orient hat man immer Zeit, aber selten Geld.“ Diese Weisheit scheint ein unlogisches Wort zu enthalten. Statt „aber“ sollte man sagen: „und deswegen“.

Neben Österreichern und deutschen Feldgrauen sieht man in den Stationen auch viele türkische Offiziere, gute Gestalten in neuer,

tadelloser Ausrüstung. Soldaten und Bahnbeamte tragen nicht den roten Fez, sondern den von Enver-Pascha eingeführten grün-grauen Tropenhelm, den man mit Wohlgefallen als Dokument der Modernisierung des türkischen Heeres betrachtet.

Die Reise geht über ödes Weideland, das von Sümpfen und gewundenen Flußläufen durchrissen ist. Nur selten gewahrt man einen von Ochsen gezogenen Pflug. Die Sache sieht so aus, als wäre hier der Ackerbau jetzt eben erst für einen schüchternen Versuch erfunden worden. Struppige Brachböden dehnen sich meilen- und meilenweit. Man fährt einen ganzen Tag, ohne daß die suchenden Augen etwas finden, wovon man erzählen möchte. Doch wo ein Zufall die Erde aufriß, hat sie die Farbe der Fruchtbarkeit. Ungehobene Milliardenschätze schlummern da unter Ginster und Dornen. Ferne Dörfer, die auf baumlosen Hügeln liegen, sehen aus wie Hirtenschlupfe für gestern und morgen. Wovon leben die Menschen, die da wohnen? Von den paar Rindern und den kleinen Schafherden, die an den Bachsäumen weiden? Alles Land scheint

herrenlos zu sein. Oder gehört es den Zugvögeln? Gleich braunen Wolken flattern und gaukeln sie in großen Schwärmen auf und nieder, sind ruhelos und werden verfolgt und gehetzt von zahlreichen Sperbern und Wanderfalken. So viele Raubvögel, wie hier in wenigen Stunden, hab' ich in vierzig Jahren meines Jägerlebens nicht gesehen.

Ein einzigesmal während der ganzen Tagesfahrt, in der Nähe von Tschorlu, wird die Landschaft ein bißchen lebendiger in menschlichem Sinne; man sieht bessere Häuser und größere Ortschaften, sieht Bäume, ein paar Obstgärten und bewaldete Höhenzüge. Dann wieder die farblose, struppige Wüstenei, noch trauriger und schwermutsvoller als alles, was der armselige Tag zu zeigen hatte! Das sind die Schlachtfelder des ersten Balkankrieges. Und bei sinkendem Abend erscheint die lange Hügelkette der Tschadaldschalinie, auf deren Höhen die zerriebenen Kräfte des türkischen Widerstandes sich erneuerten zu zähem Beharren. Ein Bahnhöfchen ist umgeben von den Resten rasierter Häuser. Die kleine Stadt mit den zwei Moscheen ist ferne vom Bahn-

damm an das steile Hügelgelände angeklebt wie eine Sammlung von Schwalbennestern. Viele Raben fliegen umher. Doch nirgends sind Soldatengräber zu sehen. Nur ein einziges verrät sich wider Willen — an der Böschung eines Sandhügels guckt ein menschliches Gerippe mit vergilbten Uniformresten aus dem Boden heraus. Nicht die Sonne, der Regen hat's an den Tag gebracht.

In der südlichen Weite schimmert der Seespiegel von Büjük Tscheckmedsche, und deutlich erkennt man als blauschwarzen Strich die schmale Landbrücke, hinter der das Meer liegt. Die trauernden Felder, über die wir langsam reisen, sind grau überdunstet, doch gegen Süden beginnt der Himmel klar zu werden — sein rotes Abendfeuer funkelt durch die Schießluken der auf und nieder kletternden Tschadaldschagräben, als wäre ein zornglühendes Schützenauge hinter jeder Scharte. Und neben dem Ernst ein bißchen Humor: in einem jungen Saatfeld steht eine mannsgroße Vogelscheuche, deren wehende Kleiderhülle aus einer englischen, sehr löcherig gewordenen Uniform besteht. Hat man die von Gallipoli herüber-

gebracht? Als Spottschreck wider eine Möglichkeit, an die man aus Vorsicht denken mußte, obwohl sie sinnlos ist? Die Engländer und Franzosen würden hier einen noch heißeren Boden finden als bei Ari Burnu und Sedd il Bahr, einen Todesrachen mit hunderttausend eisernen Zähnen!

In der Abenddämmerung geht die Reise von den Hügelkämmen talwärts, dem Meere entgegen. Nun kommt die Nacht. Über dem Lande hängt eine schwarze Wolkendecke, doch da draußen, wo das Meer sein muß, da leuchtet ein klarer Himmel in mattem Gelb. Wie eine blanke Messingschiene flimmert in der Dunkelheit die langgestreckte Wasserfläche von Kütschük Tscheckmedsche. Noch eine kurze Fahrt, und vom nahen Ufer bis weit in die Ferne träumt und glitzert das Marmarameer, die weiße See von Stambul. Der frische Meerwind weht in die offenen Fenster des Balkanzuges. Schwarze Zypressen stechen aus der Finsternis in den letzten Himmelsglanz, Leuchtfeuer blinken auf und verschwinden, und wie ein heiliges Orgellied ist das Brausen der breiten Flutwellen, die am Gestein verbranden.

Im Süden, zwischen wehenden Wolkenfähnchen, steht ein großer Stern, dessen Licht so stark ist, daß sein Widerschein eine Flimmergasse über die ganze Breite des Meeres zeichnet. Und über der östlichen Stadt, die sich mit unentwirrbaren Dunkelheiten, mit wenigen Laternen, mit tausend matten, verhängten Fensterlichtern, mit herrlichen Bauten und klagenden Brandstätten, mit finsteren Kuppeln und den hundert schwarzen Pfeilschäften der Minarette hügelig emporbaut in die stahlblaue Nacht — über diesem rätselvollen Gewebe von Dachfirsten und architektonischen Unbegreiflichkeiten taucht der Vollmond wie ein blutroter Riesenkürbis aus langen, mit Feuerglanz gesäumten Wolkenstreifen heraus.

Auf dem Bahnhof ein Durcheinanderwimmeln von Kultur und Orient, von schwarzen Zylindern, deutschen Pickelhauben, österreichischen Mützen, türkischen Tropenhelmen, roten Feztulpen und farbigen Turbanen. Ein Geschwirre von zwanzig Sprachen und dann die freundliche Frage: „Kann ich Ihnen irgendwie nützlich sein?“ Ein Herr von der deutschen Botschaft hat den Landsmann in

mir erkannt. Wie nett das ist: in der Fremde sich so dienstwillig behütet zu sehen von der Heimat! Aber sein Gepäck bekommen? Unmöglich! Für solche Kraftleistung muß die Türkei noch erst eine lange Nacht und einen halben Tag überschlafen. Man lernt das hier in der ersten Viertelstunde: Warten, warten, warten und mit Geduld sich panzern.

Jetzt eine schöne Fahrt, durch Stambul und nach Pera hinauf. Die Droschke ist freilich ein Marterkasten! Und alles, alles möchte ich sein auf der Welt, äußersten Falles sogar Minister im ratlos gewordenen England, nur kein Droschkengaul in Konstantinopel. Der Kutscher prügelt wie irrsinnig auf die beiden stumpfsinnigen Viecher los und ist dabei doch ein ganz freundlicher, gutmütiger Mensch, der immer zustimmend den Kopf schüttelt und dabei hundertmal ein deutsches Wörtchen wiederholt: „Ja, ja, ja, ja . . .“ Er verlangt die dreifache Taxe, sieht mich aber kameradschaftlich und wohlwollend an. Man erkennt, daß die militärische Bundesgenossenschaft auch die bürgerlichen Herzen näher aneinanderrückt.

Den Bildern, an denen man vorüber-

wackelt, kommt das Droschkentempo unter dem Trommelfeuer der konstantinopolitanischen Kutscherpeitsche sehr zu statten. Man hat Muße, alles eingehend zu betrachten. Und Stambul mit seinem lichtarmen Gewinkel, die schwarzen Ungetüme der Moscheebauten, die neue Brücke über das Goldene Horn mit ihrem strömenden Leben, der Hafen in seinem nächtlichen Dornröschenschlummer und mit seinen tausend rastenden und rostenden Schiffen, die Kletterbilder von Pera und die lärmvolle Hauptstraße mit den tausend Fezträgern, deren Abendbummel dem Spaziergang eines Mohnfeldes gleicht — alles sieht aus wie ein Märchen von vorgestern und doch wie etwas wundersam Neues. Aber von Konstantinopel will ich nicht erzählen. Die Ergänzung des Bädekers ist keine Forderung von heute. Man möchte deutsche Arbeit im Orient verspüren, möchte deutsche Hoffnungen stützen, die Berechtigung deutscher Illusionen beweisen, möchte gleich in der ersten Stunde mit einem tiefen, erquickenden Trunk das Aufblühen der Türkei verkosten. Ich guckte mir fast die Augen aus. Die einzige deutsche Sache, die sich ent-

decken ließ, war ein winziges, kaum handgroßes Schildchen mit der Aufschrift: „Deutsches Soldatenheim". Man sagte mir, daß die zwei deutschen Worte früher in halbmeterhohen Buchstaben auf einer großen, schwarzweißrot geränderten Tafel geprangt hätten. Diese Tafel mußte man, weil sie die aufblühenden Türken verstimmte, wieder entfernen. Wahrhaftig man tat es — vielleicht an einem Tage, an dem wir ein paar hundert Millionen Mark nach Konstantinopel schickten, deutsche Kanonen, deutsche Granaten und tausend junge Feldgraue mit deutschem Herzen und deutschem Blut.

Mutter Germania scheint im Orient nach dem schönen Grundsatz zu handeln, daß Geben seliger macht als Nehmen. Dabei gedeiht das Osmanische Reich unleugbar. Und wir Deutsche haben die Türken so lieb, daß uns ein kleines Bundesopfer nicht verärgert. Man erlernt bei dieser Opferfreudigkeit auch die große Zauberkunst, eine körperlich vorhandene Sache spurlos verschwinden zu lassen. Weil mich der Wechselkurs der deutschen Mark aufs lebhafteste zu interessieren begann, kaufte ich

für eine Zwanzigmarknote türkisches Geld, ließ die Piaster wieder in Mark umwechseln, die Mark wieder in Piaster, und als ich das mehrmals mit Geschick erledigt hatte, war die deutsche Banknote nicht nur völlig verschwunden, ich mußte sogar, um das Geschäft glatt abzuschließen, noch zwanzig Piaster draufzahlen. Nicht nur kein türkischer Droschkengaul, ich möchte in Konstantinopel auch kein deutsche[r] Finanzmann sein.

Der Abend im Hotelsaal entwickelte sic[h] anfänglich zu einem frohen, deutschen Fami[-]lienfeste. Ich traf Bekannte aus München[,] Wien, Dresden, Berlin und Hamburg, fan[d] Offiziere, mit denen ich in Nordfrankreich, i[n] Flandern, in Galizien, in Polen und im se[-]lig entschlafenen Königreich Serbien beisam[-]men war — alles Leute, die schon seit Mo[-]naten als Pioniere der deutschen Arbeit au[f] türkischem Boden standen. Kein Wunder, da[ß] ich unersättlich im Fragen wurde. Ach, die[se] Antworten! Man kann das eigene Gesic[ht] nicht sehen. Aber ich fühlte, wie das meinig[e] immer länger und länger wurde. Und als i[ch] gegen Mitternacht unter die englische Wolldec[ke]

meiner französischen Hotelstube schlüpfte, war ich aller türkischen Illusionen, die ich aus der Heimat mitgebracht hatte, bis auf das letzte Fäserchen entkleidet. Und das war gut so! Losgelöst von allen überspannten und ungerechtfertigten Erwartungen, fand ich gegenüber dem Bilderwirbel, den die folgenden Wochen mir zeigten, ein ruhiges und vorsichtiges Urteil und fühlte in mir den empfänglichen Boden für eine wesentlich gewandelte Erkenntnis und für erneute Zuversicht.

Einen kleinen Schlummertrost schöpfte ich aus der ehrlichen Konstatierung, daß ich doch eigentlich noch keinen Türken genossen hatte, nur einen levantinischen Kutscher, einen armenischen Fremdenführer und die französische Kellnermeute von Pera. Diese Fremdenvorstadt von Stambul ist ein Vexierbild mit der Frage: Wo ist der Osmane? Man findet in allem Liniengewirre nur immer den Halbfranzosen, der sein Idiom allzu vielseitig verabreicht, von der Speisekarte bis zur unhygienischen Reklame auf den zarten Papierblättchen der Einsamkeit. Pera ist ein Klein-Paris, wie die Kintöppe Kunsttempel sind. Von de-

nen wimmelt es auf dem untürkischen Ufer des Goldenen Hornes. Bis in die Mitternachtsstunde dudelten und quiekten an allen Ecken und Enden der Hauptstraße die maschinellen Musikinstrumente dieser zweifelhaften Kulturfabriken, die das romanische Abendland dem Morgenlande bescherte. Es war ein Nachtkonzert, so schaudervoll, daß es Kontrastwirkungen erzeugte und Züge von Lustigkeit bekam. In dieser versöhnlichen Bilanzstimmung meines ersten Abends in Konstantinopel mußte ich mich der freundlichen Tatsache erinnern, daß ich unter den vielen ernsten und mißmutigen Antworten, die mir im Hotelsaal die warmen Illusionen kalt aus der deutschen Seele hinausgeblasen hatten, doch auch eine fröhliche und hoffnungsgläubige vernahm — von einer munteren Wienerin, die seit zehn Jahren mit Mann und Kindern in Pera auf bessere Zeiten wartet. Ich fragte sie: „Wie lebt man im Orient?" Und da gab sie mir lächelnd die heitere Antwort: „Man dreckt sich durch. Behält man seinen Humor dabei, so geht es auch immer vorwärts!"

Und dann kam ein Morgen, klar und lau,

mit einer Sonne, die wie ein Goldmantel Gottes war. Diese Woge des Leuchtens schmiegte sich zärtlich um das unbeschreibliche, aus Land und Meer, aus Natur und geformtem Stein, aus Farbe und Leben gewobene Schönheitswunder, das sich Stambul nennt und auf Erden ohnegleichen ist. Die staunenden Augen trinken den Zauber, doch kein stammelndes Wort vermag ihn wieder herauszugeben aus der berauschten Seele. Der Schöpfer, in verschwenderischer Künstlerlaune, zeichnete den Grundriß, und Milliarden von Menschenhänden und Menschengehirnen aus zwei Jahrtausenden halfen mit, um dieses flimmernde, von unsagbarem Reiz umflossene Wirklichkeitsmärchen zu ersinnen. Das sehen! Und man begreift die Sehnsucht der feindlichen Hände, die sich gierig strecken nach diesem funkelnden Kleinod!

Solche Schönheit hat Ewigkeitsrechte und darf nicht untergehen in Zwist und Schwäche. Du Deutscher, du Österreicher auf dem Bundesboden von Stambul! Gib, was du geben kannst, gib Kraft und Treue, gib Geld, gib Wissen und Blut! Nur eines bewahre dir:

dein geduldiges Lachen und deinen zähen Willen zu hilfreicher Arbeit!

Gleich dem Wirbel eines Zaubertanzes fliegen die wundersamsten Bilder dem Blick entgegen. Aber die Zeit verändert unsere Augen. Wir wollen nicht mehr sehen, was wir sonst zu sehen liebten. Man verschlingt mit hurtigem Staunen die heiligsten Herrlichkeiten am Goldenen Horn, wird nach fünf Minuten schon ungeduldig und hat nur ein paar Atemzüge für die Steingeheimnisse der byzantinischen Mauer, für die Porta aurea, für die delphische Schlangensäule, für den Alexandersarkophag oder für den Zypressenschauer bei den „Süßen Wassern von Europa". Doch Stunde um Stunde, mit einer Geduld, die kein Ende findet, sitzt man vor einem türkischen Exerzierplatz auf der Deichsel einer Kruppschen Munitionsprotze, sieht den Freiübungen, den Gewehrgriffen und dem Flinkschritt der anatolischen Rekruten zu, wägt und schätzt jede körperliche Verheißung dieser werdenden Soldaten, freut sich über die feste Ruhe in ihren Gesichtern, über die Ausdauer ihrer willigen Gelehrigkeit, und versucht aus ihrem Stampf-

schritt eine Verwandtschaft mit dem deutschen Marschklang herauszuhören.

In den Straßen vergißt man, daß man über den Heimatsboden des Märchens wandert. Geht unter den dichtverhüllten türkischen Frauen manchmal eine feine und schlanke Gestalt vorüber, die unter dünnem Schleier ein schönes Gesicht und zwei große, tollkirschenschwarze, neugierige Augen zeigt, so fühlt man nicht die Sehnsucht, ihr mit dem Blick zu folgen. Aber jedem türkischen Offizier und Matrosen guckt man lange nach. Sieht man ein energisches Soldatengesicht, so wünscht man, daß es ein Türke sein möchte, und vermutet doch, daß es ein Deutscher ist, der den osmanischen Kalpak trägt. Vor den offenen Fenstern der Lazarette bleibt man stehen, nickt den braungelben Leidensgesichtern zu, reicht die Zigarettentasche hinauf und plappert die paar türkischen Worte, die man lernte: „Kefiniz nassyl dyr?“ „Wie geht es Ihnen?“ Die Antwort versteht man nicht, aber man merkt doch, daß sich die braven, geduldigen Schmerzbrüder über die Frage freuten oder wenigstens über die Zigarette, nach der sie so hurtig grif-

fen, wie ein Habicht den Sperling fängt. Und hört man irgendwo in den Straßen eine Trommel, eine Trompete oder eine Regimentsmusik, so rennt man wie ein kleiner Junge, wandert neben den marschierenden Soldaten her und mustert zufrieden ihre neue, tadellose, auch der strengsten Kritik genügende Ausrüstung. Wenn auch die meisten im Wuchs nicht über das Mittelmaß hinausreichen, so sind doch auch lange und stramme Burschen drunter. Ihre gelbgraue Uniform besteht aus zähem Loden und ist so kleidsam wie praktisch.

Trotz Trommel und Trompete vollzieht sich in Pera solch ein Ausmarsch fertiger Truppen immer mit einer sonderbaren Stille. Kein freudiger Zuruf, kein mitfühlender Gruß, kein herzliches Händewinken.

Mit frohem und hoffnungsvollem Aufatmen begrüßt man es, wenn man auf dem besseren, wenigstens in nationalem Sinne reineren Boden von Stambul eine andere Luft und andere Menschen findet, verheißungsreichere Bilder und aufrichtende Zukunftsahnungen. Eine Stunde, die ich da erlebte, wird mir unvergeßlich bleiben.

Ich besuchte an einem klaren, sonnigen Nachmittag die Sophienmoschee und genoß in stummer, staunender Andacht die heilig-strenge Schönheit dieses tausendjährigen Baues, dessen wundersame Raumwirkung auch die Erinnerung an die Peterskirche verblassen macht. Der führende Hodja, ein freundlicher Alter, dem der Krieg und die Minderung des Fremdenstromes das Einkommen bis auf einen kargen Hungerpfennig beschneidet, versuchte mein träumendes Bewundern durch die phantastische Mitteilung zu erhöhen, daß der Bau und die Erhaltung dieses architektonischen Wunders durch vierzehnhundert Jahre an die neunzigtausend Zentner Gold gekostet hätte. Durch diese unüberprüfbare Rechnung riß mir der nette Greis alle kriegsferne Stimmung des Augenblicks entzwei und zwang mich zu dem praktischen Gedanken: „Das wäre nach heutigem Wert ein Dutzend Milliarden Gold! Wenn man diese schöne blanke Sache in die deutsche Reichsbank schicken könnte! Wo bliebe dann Mister Lloyd-George mit seinen bescheidenen Silberkugeln?" — Ein süßer Traum! Er war nur leider so nebulos wie die türkische

Märchenrechnung des alten Hodja, den ein realer Backschisch von zwanzig Piastern so glückselig machte, daß er seinen Wirkungskreis überschritt und mich bei sinkendem Abend auch noch hinüberführte zur Moschee Sultan Achmed. Die mußte man, um erweiterten Raum für Enver-Paschas täglich wachsende Armee zu schaffen, aus einem Gotteshaus verwandeln in eine Kaserne des anatolischen Rekrutenkontingents, das von der kleinasiatischen Küste herüberkommt und zu Stambul eingekleidet wird in die gelbgraue Uniform.

Schon im Hof der Moschee ein still durcheinandergleitendes Männergewimmel. Bei jedem der vielen Brunnenbecken, die den Moscheebau umringen, steht ein Rekrut, der den Kopf, die Hände und die Füße wäscht. Körperliche Sauberkeit als religiöse Übung! Er war ein tiefer Menschenkenner und Lebensmeister, jener Große, der den Seinen predigte, daß der Leib vor Gott so rein sein muß wie die Seele, und daß der Schmutz den Körper krank macht wie die Sünde den Geist.

Ein türkischer Unteroffizier, dessen militärischer Gruß sich verwandelte in ein freund-

liches Zunicken, schob den Teppich der Moscheetür beiseite. Und beim Eintritt in die mächtige Halle gewahrte ich ein Bild, dessen eigenartige, aus Glanz und Dunkel, aus Ernst und Geheimnis gemischte Dämmerungsstimmung mich ganz überwältigte. Ein paar tausend anatolische Rekruten, die meisten noch in den bunten Dorftrachten ihrer Heimat, wohlgefällige und gesunde Gestalten, lagen und saßen dichtgedrängt auf kleinen Teppichen oder auf ihren Mänteln, die sie über den Steinboden der Moschee gebreitet hatten. Bei jedem ein Kleiderbündel, ein bißchen Kram und Geschirr. In einer Ecke des gewaltigen Raumes brannte, gleich einem blendenden Stern, eine große Azetylenflamme, überfunkelte die tausend dunklen Köpfe und zeichnete harte Lichter neben die schwarzen Schatten. Eine bläuliche Wolke von Dunst und Zigarettenrauch qualmte über dem ruhelosen Gesumm und dampfte hinauf in die wundervolle, von vier riesigen Säulen getragene Kuppel, durch deren schrägstehende Fenster die Abendsonne hereinglänzte mit glutroten Strahlen, ähnlich den Blutblitzen eines Rubins von märchenhafter

Größe. Ein unbeschreiblicher Farbenzauber, ein Gewirre von Licht und Finsternis! Dazu eine Stimmung, gewoben aus Murmeln und Geflüster, aus Tabakduft und Armutsgeruch, aus stummen Heimatsträumen und ruhiger Ergebung in den Willen der Zeit. Dann ein großes heiliges Schweigen. In dieser Stille von Tausenden schreitet ein Priester in weißem Turban mit hochgehobenen Händen durch die schmale Gasse der Soldatenhaufen und singt in sanften, gurgelnden Tönen den Ruf zum Abendgebet. Jetzt sind die Tausende Schulter an Schulter aneinandergewachsen zu einer einzigen Masse, die sich gleichmäßig und rhythmisch bewegt, die Köpfe beugt und sie wieder aufrichtet, sich niederwirft und wieder in die Höhe wächst. Nun sieht man nur einen Wald von Händen, die im weißen Glanz der Azetylenflamme wie bleiche Steingebilde flimmern, und dann sind die tausend Betenden verwandelt in ein Wellengewimmel gekrümmter Rücken, über die von der letzten Sonnenglut der Kuppel ein rötlicher Schimmerschein herunterfällt durch das bläuliche Rauchgewoge. Nicht nur die Seelen beten, auch die Körper

und die Sinne. In diesen Tausenden ist nur ein einziger frommer Wille, der sich neigt vor Gott und sich erhebt zu ihm.

Welche Fülle sieghafter Kräfte könnte entbrennen aus solch einer inbrünstigen, den ganzen Menschen durchglühenden Andacht! Es müßten nur diese redlichen und gottgehorsamen Männerseelen über alle fatalistischen Hemmungen hinübergehoben werden durch den belebenden Glauben, daß, wie der Gott eines *jeden* Erdensieges, auch Allah nur dem Starken und Tätigen hilft, nicht dem Schwachen aus Geduld, nicht dem Harrenden, der dem Himmel das größere Teil der Arbeit zumißt. Einer der Besten des Islams sang vor acht Jahrhunderten dieses kleine kluge Lied:

Ich suchte zwischen Nacht und Sternenhelle
Den Brunn der Freuden und des Leidens Quelle.
Da sprach zu mir der Sterne hellster: „Freund,
In dir allein sind Schicksal, Glück und Hölle!“

Deutsche Heimat am Bosporus.

Nach einem Abend in roten Gluten kam ein kühler Morgen mit sparsamen Sonnenlichtern über der blauen See, auf der ein frisch vom Schwarzen Meere herblasender Ostwind die weißköpfigen Wellen schürte. Bei der Ausfahrt aus dem Hafen des Goldenen Horns in den Bosporus versteckten sich die Brandstätten und Ruinenfelder von Stambul und Pera hinter dem unübersehbaren Gewirr von Häusern, Hütten, Palästen und Moscheen. Das Tote und das Lebende, das Bestehende und das Zerfallende wob sich ineinander zu einer schattenlosen Schönheitsfülle von überwältigendem Eindruck. Der weite Golf bis zu den Prinzeninseln, die fein in der westlichen Ferne blauen, ist übertüpfelt von den kleinen weißen Segeln der zahlreichen Fischerboote, und zwischen der Seraispitze und dem Häuserhügel von Skutari ziehen am Leanderturm

in langer Reihe die Trajektschiffe vorüber, auf denen die mit deutscher Munition und deutschem Kriegsgerät beladenen Eisenbahnwagen von Europa hinüberschwimmen zur asiatischen Küste. Die Strecke Berlin-Bagdad funktioniert mit tadelloser Promptheit, auf dem Retourwege Bagdad-Berlin gestaltet sich die Sache mit mehrfachen Störungen, die für uns Deutsche nicht lieblich sind.

Die Fahrt durch den Bosporus, vorüber an alten Burgen und neuen Villenstädten und zwischen dem anatolischen Hügelgewoge und den letzten Fenstern von Europa, vorbei an Möwenschwärmen, deren Tausendscharen manchmal wie dichtes Schneegestöber sind, und immer geleitet von den hastig jagenden Zügen der Seeschwalben, die um ihrer Ruhelosigkeit willen den Namen „Dragomanseelen" bekamen — diese Fahrt gehört zu den schönsten Reisepanoramen der Erde. Von dieser Schönheit will ich nicht erzählen, nur von den paar Minuten, in denen alle Deutschen, die mit mir auf dem Dampfer waren, in Erregung und Freude die Hälse streckten, um mit den Augen die schlanken und doch gewaltigen Formen,

die Schlote, die Masten und das Kanonengefunkel der beiden Kriegsschiffe zu verschlingen, die Wange an Wange nebeneinander lagen, gleich einer älteren und jüngeren Schwester — die „Goeben“ und die „Breslau“. Heute heißen sie anders. Uns Deutschen sind die Namen von einst geläufig geblieben, und seit zwanzig Monaten ist unser Denken in Begeisterung und Dankbarkeit um diese beiden ruhmvollen Schiffe geflochten. Und als sie hinter einem vorspringenden Uferwinkel verschwanden, war uns dieses Entgleiten wie ein schmerzender und dennoch hoffnungsfroher Abschied von der Heimat.

Dann stand ich, hoch über einem Hügel des asiatischen Ufers, auf der brüchigen Turmzinne des Genuesenschlosses. Tief unter mir der Bosporus wie ein blaugrünes Seidenband! Und bis weit in die östliche Ferne eine gewaltige, mit dem Himmel zusammenschwimmende Wasserfläche: das Schwarze Meer. Warum es das „Schwarze“ heißt, das weiß ich nicht, es ist so blau wie das Auge einer sanftmütigen Riesin. Und da draußen ist alles leer. Kein Fischerboot, der Rauch keines Damp-

fers, kein Russenschiff! Das Meer da draußen ist so öde wie der britische Ärmelkanal in der Nähe des flandrischen Ufers, das die deutschen Geschütze behüten. Da draußen ist nichts zu sehen, nur die weite blaue Wogenfläche und die weiße Brandung rings um den einsamen, wunderlich zerrissenen Inselfels, den die Sage ‚das Schiff des Jason' nennt.

Während wir vom Genuesenschloß nach Anatol-Kawak hinuntersteigen, springt mir plötzlich ein erschütternder und dennoch froher Klang durch die Ohren in die Seele. Auch hier am Bosporus das liebe alte Lied vom guten Kameraden mit dem neuen Schlußgegesang:

„In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiederseh'n!"

So sangen die deutschen Kanoniere. Und im Windschutz eines brüchigen Hauses saßen sie um die kleinen Feuer her und kochten ihre Mahlzeit genau so, wie ich sie im Westen, in Polen, in der Bukowina und in Serbien kochen sah — nur daß sie jetzt die graugelbe Uniform trugen, nicht die feldgraue. Und jene, die zwischen ihnen oder an gesondertem Feuer

saßen und **nicht** sangen, das waren türkische Soldaten; sie trugen die gleiche Uniform; nur durch ihr Schweigen unterschieden sie sich.

In Anatol-Kawak, in einem vielfenstrigen Uferhäuschen, das wir auch ohne deutsche Aufschrift gefunden hatten, und um dessen klirrende Glasscheiben der Sturm herumfauchte wie eine böse kalte Hexe, saßen wir am deutschen Offizierstisch bei türkischem Kaffee und bei jener türkischen Zigarette, deren Papier den überraschend untürkischen Namensaufdruck „Première" besitzt. Sie raucht sich so gut, daß sie eines türkischen Namens in türkischen Schriftzeichen würdig wäre. Aber es scheint, der türkische Nationalismus von Pera wagt sich an eine Zigarette nicht heran. Es scheinen Kräfte des Widerstandes in ihr verborgen zu sein.

Der Tisch, um den wir saßen, zusammen mit sieben deutschen Offizieren und einem netten, liebenswürdigen türkischen Leutnant, der das Telephon bediente, war so gastfreudig und gemütlich, daß er uns anmutete wie ein wohliges Stück Heimat. Nur eines fiel mir auf: man lachte hier nicht so gerne wie an den

Offizierstischen in Serbien, in der Bukowina, in Polen und im Westen. Alles, obwohl es nicht unfroh war, hatte doch einen herberen, strengeren Zug. Und das Gespräch, wenn es ein paar heitere Lichter bekam, kehrte immer gleich wieder zu dem Ernst zurück, von dem es ausgegangen war. Ich hatte viel zu fragen, vor allem über die Qualitäten des türkischen Soldatenmaterials. Und da hörte ich nur Gutes. Einer der Herren sagte: „Der türkische Soldat ist genügsam und verträglich, man kann sich in allen Dingen des Dienstes auf ihn verlassen, er ist willig und von unverbrüchlichem Gehorsam, begreift sehr leicht und faßt jede neue Sache mit Eifer an. Er könnte der beste Soldat der Welt sein —"

Mir klangen diese Worte nicht wie ein Schluß, und ich wartete immer auf einen nachfolgenden Bedingungssatz. Der kam nicht. Dann läutete die Schiffsglocke, und wir mußten uns eilen, um den Dampfer nicht zu versäumen.

Eine Heimfahrt unter kaltem Sturm, in einen verschleierten Abend hinein. Bei sinkender Nacht empfing uns Stambul wie eine

dunkle, schweigsame, sonderbar geformte Riesenmasse, die durch die spärlichen Lichter, die da brannten, nicht aufgehellt wurde. Nur die über das Goldene Horn nach Pera hinüberführende Brücke flimmerte von zahlreichen Laternen, und die vielen rotglühenden Fensteraugen der Fremdenstadt waren über die steilen Hügel emporgesät wie ein auf die Erde gefallener Sternenhimmel.

Vor dem blendenden Strahlenkegel des Scheinwerfers, mit dem der einfahrende Dampfer nach seiner Landungsstelle tastete, flatterten Hunderte von weißen Möwen auf. In der grellen Beleuchtung sahen sie aus wie wundersame Feuerfunken, die sprühend hinschossen über die schimmernde Flut und mit wirrem Gaukelflug das Ufer von Stambul suchten, in dessen Dunkelheit sie verschwanden. —

Wieder ein Morgen.

Wie ein Tauchvogel, der sich hinpeitscht über die Wasserfläche, bohrt das stampfende Motorboot sich mit weiß umwirbeltem Bug durch die blaue See. Kein Schwimmen ist es, ein Hüpfen und Vorwärtsschnellen, ein gewalttätiges und siegreiches Ankämpfen gegen

den Widerstand des Meeres. Und dann am Ufer, wo wir landen, ein ruhevolles, herrliches Bild in der schönen Morgenfrühe! Die großen Kriegsschiffe tragen Flaggengala, in der Sonne funkeln die mächtigen Geschützrohre, und auf dem weiten Ländeplatz, an dessen Quai die Schiffe liegen, sind ein paar tausend Blaujacken in Reih und Glied gestellt, deutsche Jungen, dazu türkische Matrosen, die in Haltung und Strammheit den deutschen Kameraden wie Brüder gleichen. Eine Trompete schmettert den Admiralsgruß, und alle Gestalten der Blaujacken straffen sich auf. Admiral Souchon kommt von Bord der „Goeben" und schreitet mit dem Marinestab die Reihen seiner Tapferen ab. Nun Stille über dem weiten Platz, Stille auf allen Schiffen. Die Deutschen halten Feldgottesdienst. Das von der Schiffsmusik der „Goeben" begleitete Kirchenlied schwillt mit tausend Stimmen in das Morgenblau. Der mit Lorbeer geschmückte Altar steht an Deck der „Goeben", unter den Mündungen der beiden schwersten Geschütze. Man sieht es und fühlt keinen Gegensatz zwischen Krieg und Andacht — die

beiden gewaltigen Stahlrohre sind wie Riesenarme, welche ruhig deuten: „Dort, vorwärts, da ist der Sieg!“

Klar und deutlich ist in der Stille die Stimme des Predigers, der über das Thema spricht: „Nur aus deiner Gnade bin ich, was ich bin.“ Und während die ernsten Worte klingen und in den tausend deutschen Augen ein frommes Lauschen glänzt, ist ruhelos über allen Köpfen der weiße Möwenflug. Immer plätschert das Meer an den Uferquadern, und zwischen den Masten sitzen auf den Drähten des Funkensprechers die schwarzen Kormorane und trocknen in der Sonne die ausgebreiteten Schwingen, durch deren Gefieder immer ein leises Zittern geht. Die Wimpel wehen, die Taue summen im sanften Wind, und an den Fenstern und auf den Dächern der nahen Häuser, auf den türkischen Schiffen und am Ufer sind viele Menschen zu sehen, die unbeweglich schauen und lauschen, mit dicken Turbanen, im roten Fez und mit dem schwarzen Frauenschleier.

Wieder das fromme Lied, mit hellerem Klange, freier, froher, und die religiöse Feier

wird abgelöst durch eine militärische: Admiral Souchon schmückt die Brust der türkischen und deutschen Seeleute, die sich auszeichneten, mit dem Eisernen Kreuz, mit dem Eisernen Halbmond, und bringt das Hurra auf den Deutschen Kaiser und auf die Herrscher der mit uns verbündeten Mächte aus. Der jubelnde Aufschrei aus tausend Kehlen ist wie das Dröhnen eines Schusses. Alle Möwen und Kormorane flattern auf, und unter den Klängen des Parademarsches klirren die Eisenschritte der langen blauen Reihen am kommandierenden Admiral vorüber. Ein Bild, so prachtvoll, daß es dem Schauenden jeden Blutstropfen heiß macht! Meine Augen spähen in diesen klirrenden Vorwärtstrieb hinein, um die deutschen Reihen von den türkischen zu unterscheiden. Aber da lassen mich alle Merkmale im Stich. Das Schwarzhaar und die Blondköpfe ausgenommen, gewahre ich keinen Unterschied. In allen Reihen der gleiche Schliff, der gleiche soldatische Geist, die gleiche Schule. Gab es hier keine Widerstände beim Werke der Erneuerung, der Erziehung und des Aneinanderschmelzens? Oder wurde dieses Vollendete und

Einheitliche durch einen Willen geschaffen, so fest und ausdauernd, daß er alle Hemmungen beiseite schob? Durch eine führende Hand, die so stählern zugriff und sich doch so klug betätigte, daß sie den Widerstand nicht reizte und keinen hemmenden Gegensatz heraufbeschwor?

Jetzt bin ich an Bord der „Goeben", nein, an Bord der „Jawus Selim". Ein türkisches Kriegsschiff unter der Flagge des Halbmonds! Aber jeden Schritt zwischen den wuchtenden Geschützrohren und auf diesem glatten, von Sauberkeit spiegelnden Deck empfinde ich wie Wanderung über den Boden eines heimatlichen Heiligtums. Und doch, bei aller funkelnden Reinheit ist dieser türkischgewordene Boden ein bißchen fleckig, nicht getrübt in seinem Sauberkeitsspiegel, nur leise schattiert durch einen kaum erkennbaren Unterschied zwischen Alt und Neu. Seit zwanzig Monaten ist die tapfere Riesenbrust dieses Schiffes zu dutzendmalen durch Feuer und Tod geritten. Immer mit ruhmvollem Gelingen. Aber schwere Brandmale und tiefe Wunden mußten geheilt werden. Sie sind verschwunden, als wären sie nie gewesen. Man muß mit aufmerksamen Augen

suchen, um auf den Planken des Deckbodens oder an den gewaltigen Stahltürmen eine verräterische Schramme zu entdecken, die leis und lächelnd von der überwundenen Todesdrohung erzählt. Übersieht man diese feinen Runen, die untilgbar waren, so möchte man glauben, daß dieses Schiff in seiner blanken Frische und im makellosen Schimmer seines silbergrauen Farbenkleides eben jetzt aus den tausend Händen kam, die es schufen für seinen Erstlingskampf.

Zärtlich streichelt man mit den Fingerspitzen alle Dinge, an denen man da vorübergeht, ist wunderlich verträumt, und in Dankbarkeit übersinnt man die Kriegsgeschichte der „Goeben“, seit jenem folgenreichen, schon sagenhaft gewordenen Entschlüpfen aus dem Hafen von Messina, bis zu ihrer jüngsten, verwegenen Todesfahrt. Es handelte sich dabei um eine Aufgabe, von der auch die Tapfersten sagten: „Das ist unmöglich, das kostet die „Goeben“!“ Aber notwendig war es, dringend notwendig. Drum sagten auch alle, die zur „Goeben“ gehörten: „Versuchen muß man's!“ Admiral Souchon führte das Schiff. In der entscheidenden Stunde — einer von seinen Of-

fizieren erzählte mir's — sprach er das ruhige Seemannswort: „Muß die „Goeben" hinunter, so will ich auf ihrer Brücke stehen." Als sie ausfuhr, wußten die Zurückbleibenden: „Sie kommt nicht mehr!" Drei Tage und Nächte eines nervenzerreibenden Harrens. Dann war die „Jawus Selim" wieder da, war unversehrt, und das unmöglich Erscheinende war geleistet und erledigt, glatt auf die vorausberechnete Minute.

An diese todesverachtende Heldentat der „Goeben" hab' ich immer und immer denken müssen während eines fröhlichen Abends, als ich an ihrem gastlichen Tische zwischen diesen heiteren, weltgewandten und herzgewinnenden Seeoffizieren saß, die mich unerfahrenen Kombüsenneuling unter dem munteren Walzergegaukel der Schiffskapelle in der komplizierten Zubereitung des „Curryschmauses" unterrichteten. Man bekommt da einen kleinen Teller, hartgesottene Eier und gesulzte, marinierte und geräucherte Fischsorten. Alles wird kleingeschnitten, zerquetscht und gemischt. Das leckere Hügelchen wächst, der Teller wird zu klein. Man bekommt einen, der geräumiger ist,

und überträgt das werdende Kunstwerk. Neue Ingredienzien erscheinen, Kapern, Gewürze und allerlei Kompaktes. Dazu noch kaltes Huhn, schneekörniger Reis und Pfannkuchen. Man macht es umgekehrt, wie Gott am ersten Schöpfungstage, und erzeugt aus den festen, klar voneinander geschiedenen Dingen ein Chaos. Einer meiner freundlichen Lehrmeister befiehlt im dringendsten Augenblicke zum drittenmal: „Or'nanz! Einen größeren Teller!" Im Takt der beschwingten Walzerweisen quetscht man und mischt. Und immer schwatzt man vergnügt und lindert die Arbeitsmühe durch ein vorschriftsmäßiges Schnäpschen. Endlich vermutet man, daß „alles gut ist". Und da erscheint die geheimnisvolle Currysauce. Ich bediene mich, sehr verhältnismäßig, weil ich kein Freund vom Allzutrockenen bin — und rings an der langen Tafel prasselt ein lustiges Lachen auf. Warum? Das war mir vorerst noch dunkel. Hurtig brachte mir die Or'nanz eine Tasse Bouillon und ein Ingwerkompott von bestrickender Sanftheit. Wozu das? „Um zu mildern!" Ein bißchen mißtrauisch geworden, milderte ich sehr reichlich. Die Schiffskapelle

spielte eine flotte Marschweise und der Currysch maus begann — wobei ich der Wahrheit gemäß konstatiere, daß mein Teller noch lange nicht der am schwersten befrachtete war. Die konfuse Sache schmeckte ganz wundervoll. Ich mußte nur die Beobachtung machen, daß ungarischer Paprika und spanischer Pfeffer im Vergleich zu dieser Currysauce wie mildester Honig wirken. Nach einer Viertelstunde, bevor die mir zugeteilte Aufgabe noch zur Hälfte gelöst war, bekam ich doppelseitiges Ohrensausen, und als ich mich tapfer durchgebissen hatte bis auf das letzte Reiskorn, litt ich unter der Sinnestäuschung, daß ich mich in einem Heißluftraume von sechzig Grad Réaumur befände. Mehrfache Beschwichtigungsschnäpse und viele Krügelchen Pilsner waren nötig, um einen erträglichen Temperaturausgleich zu erzeugen. Das war mir noch nicht völlig gelungen, als nach Mitternacht eine stramme Blaujacke meldete: „Das Boot für Herrn Doktor ist klar!“ In mir war's ein bißchen unklar. Man lachte sich drüber weg, und bei den unternehmungslustigen Symptomen, die ich in mir selbst verspürte, mußte ich die Ansicht äu-

hern: es wäre kein Wunder, daß die Seeleute Schneid und Rasse haben, wenn sie sich wöchentlich nur einmal zu einem Curryschmaus niedersetzen.

Unter lustigem Geleite ging's durch die engen Gängelchen, treppauf und treppab, übers Deck und hinunter zum harrenden Boot, um dessen Rippen das schwarze Wasser plätscherte und gluckste. Ein fester Händedruck um den andern, und immer wieder ein heiteres Wort, ein munterer Scherz, ein vergnügtes Auflachen — und die sich so jung und fröhlich gaben, das waren die gleichen, die in notwendiger Stunde vor einem Unmöglichen sagen: „Versuchen muß man's!" — und die, wenn es die deutsche Ehre verlangt, durch Feuer und Wasser springen und in unzerbrechbarem Pflichtgefühl auf der sinkenden Brücke stehen, um den letzten Atemzug noch hinzugeben an ein jauchzendes Hurra für Kaiser und Heimat.

Die ungestüme, springende Nachtfahrt des Motorbootes ging unter einem leuchtenden Sternenhimmel hin, der gegen das liebe Himmelswunder der Heimat ein merklich verscho-

benes Aussehen hat. Während ich hinaufguckte zu diesem Glanz in der Dunkelheit, mußte ich immer darüber nachsinnen, aus welchem Brunnen unseren deutschen Seeoffizieren, diesen erquicklichsten und sieghaften Aposteln des Deutschtums in der Fremde, die unverwüstliche Laune und Festigkeit hervorquillt, der ruhige Todesmut und die sprudelnde Gastfreude, die liebenswürdige Offenheit ihrer Lebenszüge, das Gewinnende in Wort und Blick, ihre menschliche Vornehmheit und dieser erstaunliche Wesensgleichklang, der sie alle einander so ähnlich macht, daß in ihrem Kreis der Hanseat und der Preuße, der Sachse, der Bayer und Schwabe nicht mehr vom anderen zu unterscheiden ist. Man sagt: das käme vom steten Zusammengedrängtsein auf dem engen Boden eines Schiffes, und das wäre der Weltschliff, das Abgehobeltwerden in der Schule des Reisens, bei diesem ruhelosen Hin- und Herpendeln zwischen Fremde und Heimat, zwischen vielen Ländern und Völkern. Mag sein! Aber ich meine, es ist auch noch etwas anderes dabei. Etwas Tieferes.

Den gleichen harmonischen Zusammen-

klang, wie ich ihn am propontischen Ufer auf der „Goeben“ fand, hab' ich seit Jahren, auch im Frieden, in jedem Seemannskreise der Heimat gefunden. In anderen Kreisen fand ich ihn selten. Da begann er sich erst jetzt, im Verlauf des Krieges, zu entwickeln und zu formen, am gedeihlichsten immer dort, wo man nicht partikularistisch von einander geschieden war, sondern sich landsmannschaftlich bunt durcheinandermischte. Immer sichtlicher von Tag zu Tag vollzog sich da dieses Abschleifen und Neuwerden des einen am Beispiel des anderen, das schöne Zusammenschmelzen und harmonische Ineinanderklingen, das Sichvertiefen im Ernste und dieses innerliche Emporwachsen im Frohsinn. So fand ich es in allen Offiziersunterständen an hartbedrohten Stellen der Front im Westen und Osten, und so fand ich es auch, ob vor Dixmuiden oder Kolomea, bei den Mannschaften in jedem Schützengraben, der selten Ruhe hatte. Und die Ursache dieser Wirkung? Ich glaube, sie liegt im erzieherischen und veredelnden Zauber jeder großen Gefahr, die man gemeinsam empfindet und Schulter an Schulter von sich ab-

wehrt. Segne, du deutsches Volk und du Volk von Österreich-Ungarn, den gewaltigen Erzieher dieser harten Zeit! Wie du bestehst und dich aufwärtshebst in seiner strengen Schule, das ist ein Beweis deiner gesunden Dauer, ein Argument für den Sieg deiner Zukunft. Laß dich nicht beirren durch die Wenigen, die du wanken und sich entwerten siehst! Das ist die ewige, läuternde Eigenschaft der Gefahr: den verzagten Schwächling macht sie zum Hoffnungslosen, den Starken, der guten Blutes ist, erhebt sie an Leib und Geist und schüttet ihm die Ernte seines Mutes in die Hände.

Und gesunder deutscher Schlag ist unser Seemannsblut. Sein Trieb und seine glühende Liebe zu einem Berufe, in dem die Gefahr durch Tag und Nacht eine schlummerlose Gesellin ist, beweist es. Man wird nicht Seemann, nicht Berufssoldat, nicht Jäger oder Bergführer, nicht Flieger oder Forschungsreisender ohne inneren Zwang. Immer ist ein Anreiz der Gefahr dabei, ein lächelndes Hereinlocken in ihre Schule. Kind und Spielball der Natur sein, sich strecken und stählen unter ihren Fäusten, sie besiegen in

einem Kampfe, der sich stündlich erneut, und in heiterer Ruhe daran denken lernen, daß man in jeder nächsten Sekunde einem gewalttätigen Streich ihres Riesenarmes erliegen kann — das macht den Mann und Menschen größer, freier, an Körper und Seele gesünder, innerlich tiefer und darum auch liebenswürdiger in allen Äußerlichkeiten der Lebensführung.

Nicht das, was wir Weltschliff nennen, nicht das Umgekugeltwerden zwischen Japan und Kanada und nicht die Formdressur der internationalen Tafelstunden hat unsere Seeleute im Frieden so erzogen, wie sie sich jetzt im Kriege auf heimatlicher Woge und an fernem Strande bewähren. Ihre eiserne Berufstreue, dabei ihre fröhliche Lebenskunst, ist ein natürliches Schulprodukt ihrer guten Rasse und der erzieherischen Gefahr, unter deren dunklen Schwingenschatten sie gläubig und froh ihr junges Leben stellten. Es sieht in gegenwärtiger Zeit wie ein Trugschluß aus, und dennoch wird es sich in kommenden Jahren als Wahrheit erweisen: je mehr Seeleute von solchem Schlag wir haben, um so sympathischer und liebenswerter wird dem Ausländer das

Deutschtum erscheinen. Drum müssen wir Schiffe bauen, Schiffe, Schiffe! Sie werden, nach dem alten Sprichwort von den kleinen Geschenken, auf die Freundschaft der Welt desto anregender wirken, je zahlreicher und schneller sie sind.

Dardanellenfahrt.

Die graue Frühe ist wolkenlos, doch kalt und stürmisch. Im Hafen von Stambul rührt sich schon das Leben auf allen Schiffen, und die Sirenen heulen.

Während das schlanke türkische Torpedoboot, das von deutschen Seeoffizieren geführt wird, um die Seraispitze herumbiegt, und hinausdampft in die wogende Marmarasee, brennt das Morgenrot in drei großen Glutzacken über die kleinasiatischen Hügelkämme herauf. Gleich Karfunkelsteinen leuchten die Minarette der Stadt, die Fenster aller Moscheen glühen im Rotfeuer des Morgens, purpurne Linien umsäumen die blauen Felswände der Prinzeninseln, und dichte langgezogene Schwärme von Seeschwalben, die aus dem Bosporus kommen, streben gegen das offene Meer.

Zur Rechten schimmert San Stefano wie ein Goldgeschmeide, und zur Linken gleitet die

kleine Insel Oxia vorüber; sie sieht wie eine blaue Muschel aus und war der Boden einer grauenvollen Tiertragödie, die keine Phantasie sich auszumalen vermag. Die vielen Tausende von wilden Hunden, die man vor einigen Jahren in Stambul zusammenfing, weil sie zu einer unerträglichen Menschenplage ausarteten, wurden auf dieser kleinen öden Insel ausgesetzt. Wie lange mag es gedauert haben, und welche Szenen spielten sich da ab, bis der letzte dieser Hunde den vorletzten aufgefressen hatte und dann selbst verhungerte? Und wie mag das liebe blaue Inselchen in der Nähe aussehen, übersät mit dem Gewirre der gebleichten Knochen? Eine schöne Lehre: „Sei barmherzig und morde kein Tier ohne Not!“ Aber ein Buchstabe, wenn ihm die Anpassungsfähigkeit an die Gebote des Lebens fehlt, kann sich in den übelsten von allen Mördern verwandeln. Diese „Gnade von Oxia“ könnte an den Ufern des Marmarameeres sprichwörtlich werden für mancherlei Dinge, bei denen es sich um höhere Lebenswerte handelt als nur um verwilderte Hunde.

Hinter dem Boote rauscht und wirbelt

das Kielwasser in der Sonne, und der Schlotrauch ist wie eine schwarze Riesenfahne, die immer davonfliegt und dennoch immer da ist. Manchmal ein paar kurze Befehlsworte auf der Brücke. Und während des ruhelosen Auf- und Niederstampfens erledigt sich aller Dienst der gutgeschulten Mannschaft wie am Schnürchen.

Die Ufer entschwinden, und qualmende Transportdampfer begegnen uns. Einer fährt sehr langsam, mit einem Notsteuer; der Schuß eines feindlichen Unterseebootes hat ihm das halbe Heck davongerissen.

Das Torpedoboot, mit Sturm und Strömung, macht prächtige Fahrt und gehorcht der führenden Hand wie die Magnetnadel dem Zug des Poles. Jetzt ein rasches Manöver an Bord. Die Geschütze werden geladen, die Lancierrohre abgedeckt. Das ist kein Zeichen von Gefahr. Die paar englischen Karpfen, die hereinkamen, als der Stromzug in den Dardanellen die alte Sperre zerriß, sind gründlich erledigt. Die neue Sperre hält. Aber auf der Lauer muß man immer sein. „Vorsicht ist ein Vogel, der nicht ins Wasser fällt.“

Durch einige Stunden blieb das Bild der Fahrt eine unveränderliche Sache: Wogen und Himmel. In der Offizierskajüte gab's eine gemütliche, nur etwas wackelsüchtige Mahlzeit, mit dem schwierigen Problem: die Suppe in den Mund zu bringen, nicht ins Ohr oder neben die Krawatte.

Dann wieder hinauf an Deck! Wie eine schöne blaue Mauer stieg die Insel Marmara aus dem Meer empor, seltsam .gestrichelt durch die weiße Zeichnung der alten Marmorbrüche. Wieviele von den antiken Herrlichkeiten, deren Bruchstücke heute herumliegen in den Museen aller Welt, mögen in ihrer plumpen Urform herausgerollt sein aus dem zarten Blau da drüben? Während ich hinüberspähte, hörte ich, wie neben mir ein schwäbischer Offiziersbursche seinem Hamburger Kameraden von einer Erkundungspirsche auf Gallipoli erzählte: „Grad saumäße hawe se hergschosse. Oiner von uns hat d' Näs kaum e bissele nausgstreckt, da hat'r scho oine drowe ghabt. Und da hawe mer halt liege bleiwe müesse, zwei Täg und zwei Nächt lang! Awer Gott sei Dank: wo mer gwese send, da hawen elf tote Engländer glege.

Und da hawe mer leawe kenne von ihre eiserne Razione. Und älles isch no guet gange. Was mei Leitnant hat wisse wölle, dös hawe mer sauber hoimbracht. Awer ausgschaut hawe mer — mei Fraule dahoim, dös mi guet kennt, hätt frage müesse: Wer bischt denn du?" Ein heiteres Schwabenlachen.

Ich betrachtete mir den Mann, der ein kluges Gesicht und muntere Blitzaugen hatte. Er erzählte mir auch noch mancherlei aus der Zeit der härtesten Tage vor Sedd il Bahr. Aber mit den Augen eines undiplomatischen Offiziersburschen, auch wenn's ein kluger und lustiger ist, darf man diese Dinge nicht beschauen. Sehr stolz war der nette Schwabe auf die paar türkischen Redensarten, die er kannte. Und da interessierte mich besonders seine volkstümliche Übersetzung des häufig gebrauchten Wortes Kismet. Er sagte: „Dees heißt so viel als wie: es mag amal nit und da geaht's halt nit." Nachdenklich blickte er über das blaue Meer der Richtung zu, der wir entgegenfuhren. „Wenn me's älleweil wisse tät! Fescht brobiere mueß me's. Nacher geaht's scho. Bei meine elf maustote Engländer hab i

au nit sage därfe: es geaht halt nit. 's hat gehe müesse!" So negierte seine optimistische Schwabenseele den Fatalismus, was ihn nicht hinderte, von den türkischen Soldaten mit anerkennender Wärme zu sagen: „Sind guete, brave Leit, und jeder isch e gfälliger Kamerad. Zeit lasse mueß mer eahne halt und därf nit älles glei übers Knie breche wölle. Awer fescht bei der Stang halte! Da mag's nacher scho! Wär schad, wenn's anderscht wär! So e Ländle, so e gottswunderscheans!" In die Ferne spähend, streckte er den Hals.

Und der Schwabe hatte recht. Was da um die zweite Mittagsstunde blau und langsam emporstieg über die westliche Wasserkimme, das ist eines der schönsten von allen Erdenwundern. Zu beiden Seiten des großen Meerbeckens streben die wachsenden Ufer zu einander, eine schmale Wasserstraße formend, die sich ansieht, wie ein blaugrüner Pfad zum Paradiese. Gegen Süden, hinter dem indigoblauen Gewoge der kleinasiatischen Höhenzüge, schimmert gleich ziseliertem Silber der beschneite Gipfel des Götterberges Ida. Gegen Norden, am Fuße eines dunklen Hügelzuges,

glänzt die lange Häuserreihe der offenen Stadt Gallipoli; sie hat schwer gelitten unter dem völlig zwecklosen Feuer der englischen Schiffsgranaten, die aus dem Golf von Saros über die Halbinsel herüberkamen. Auch jetzt ist dumpfer Geschützdonner aus unsichtbarer Weite zu hören. Und über den Grat der Halbinsel taucht ein deutscher Flieger herüber, klein und flink wie eine Schwalbe. Große Segelbarken schwimmen wie silberbrüstige Schwäne durch das tiefe Blau. Alles Land, gegen das die Wogen hinbranden, ist kahl und baumlos, die Städte und Dörfer sehen aus wie Steinhügel in einer Wüste, aber alles ist übergossen von Licht und Farbe, alles umzaubert vom Glanz und Rauschen des Meeres.

So gleiten wir auf dem Wogenband der Dardanellenstraße stundenlang an wechselnder und wachsender Schönheit vorüber, an dem unsterblichen, mit dem Blute von vier Jahrtausenden begossenen Schlachtboden, auf welchem unzählige Völkerkriege ausgefochten wurden, seit prähistorischen Zeiten bis zu Englands hurtigem Rückwärtssiege. Schon erkennt man in der schimmernden Ferne den Burghügel

von Troja und das flachgedehnte homerische Kampfgefild, mit den drei kleinen, dunkelblauen Hügelspitzen, unter denen eine vergangene Zeit die Asche des Ajax, des Patroklus und Achill vermutete. Man wird bei diesem Anblick von einem Erinnerungsrausch befallen, der aus dem Begeisterungsbrunnen versunkener Jugend quillt. Aber die jagende Fahrt des Torpedoboots wirbelt alle Bilder der Vergangenheit davon und setzt die harten und dennoch schönen Gegenwartsgesichte an ihre Stelle. Überall an den Ufern wimmelt es von Arbeit. Monitore, Krahnenschiffe, Dampfbarkassen und Pferdeschlepper huschen vorüber. An allen Borden erkenne ich die Uniform deutscher Seeoffiziere. Auch auf der Brücke unseres Bootes löst der deutsche Führer den Steuermann ab und übernimmt die Bedienung des Rades. Kommen gefährliche Minuten? Oder ist die Fahrt zu Ende? Wir sind in der Enge von Nagara, und von Ufer zu Ufer ist die Dardanellenstraße gesperrt durch die doppelte Kette der Bojen, die das siebzig Meter tiefe, bis auf den Meeresgrund hinuntertauchende Stahlnetz gegen die feindlichen

Unterseeboote tragen. Zur Linken, hinter den Befestigungswerken von Nagara, thront der hohe Xerxeshügel, und wieder überschüttet mich das Leben einer gewesenen Zeit mit fliegenden Erinnerungen. Daß hier Leander in der stürmischen Brandung versank und Byron bei besserem Wetter glücklich ans Ufer kam, soll in der Stimmung des Augenblicks nicht zählen. Doch während in weiter Ferne, zwischen Sedd il Bahr und Tenedos, die englischen Schiffsgeschütze brüllen — um den Türken bei Tekke Burun das Einsammeln der britischen Hinterlassenschaft ein bißchen zu erschweren — seh' ich leuchtende Vergangenheitsbilder aus der Luft heraustreten und sehe schimmernde Völkerscharen auf blauer Traumbrücke in endlosen Millionenzügen aneinander vorübergleiten, hin und her, von Asien nach Europa und von Europa nach Asien. Hier, wo jetzt die neue unzerreißbare Netzsperre heraufschimmert aus dem durchsichtigen Flutgerinne, führte Xerxes die Heuschreckenschwärme seiner persischen Pfeilschützen über den Hellespont, hier ruderte der Jüngling Alexander mit seinen mazedonischen Eisenreitern über das Meer, hier segelten die

Kreuzheere unter Barbarossa gegen Asien, und zwei Jahrhunderte später strömte die osmanische Völkerflut hinüber nach Europa. Dieses Überquellen der aufblühenden Osmanenmacht nach einer fremden, ihr beharrlich widerstrebenden Erde? War es eine zwingende Notwendigkeit jener Zeit? Oder ein verhängnisvoller politischer Irrtum? Wie hätte das osmanische Reich sich entwickelt, wenn es in blühender Erstarkung festgehalten hätte am antäischen Boden der krafterhaltenden und immer neue Kräfte schenkenden Heimat? Ob da nicht heute die rote Fahne mit dem weißen Stern und Halbmond von Tiflis und Brussa über Kairo und Tunis hinflattern würde bis zum Fuße des Atlas? Bis zum Indusufer und zum Strande des Viktoriasees?

Eine jähe Wendung des Torpedobootes warf mich hart gegen das Bordgeländer und rüttelte mich aus meinen schauenden Träumen auf. Der führenden Hand gehorchend, schlüpfte das Boot wie ein flinkes, geschmeidiges Wieselchen durch den schmalen Durchlaß der Sperre. Dann ging es in schöner Fahrt gegen Kilid Bahr hinüber, und unter dem

Rotglanz der sinkenden Sonne hielten wir in der stillen Bucht von Kilia Liman.

Ein Boot, um uns an Land zu bringen, gleitet hurtig hinunter ins Wasser. Am Ufer ein rastloses Gewirre von Menschen und Tieren. Munition wird ausgeladen, unzählige englische Beutekisten werden verstaut. Kameelkarawanen ziehen davon und Saumtierzüge kommen. Freundliche Hände greifen zu mir herunter ins Boot, und nun steh' ich auf dem ruhmbeglänzten und blutgetränkten Boden der Landzunge, nach der ein Jahr lang alle Blicke der Welt gerichtet waren, die unseren in Zuversicht und Freude, die Blicke der Gegner in Gier, in Zorn und Enttäuschung.

Kleine, feine Pferdchen arabischen Blutes erwarten uns, und im letzten Glanz des Abends geht der flinke Ritt empor über das steile Gehänge von Kilia Tepe. Wir erreichen die Höhe, kommen zu einem liebevoll geschmückten Friedhof mit acht deutschen Gräbern, und über ein langgestrecktes Hügelgewoge, das der Schauplatz der hartnäckigsten Kämpfe um die Schuwlabai und um Ari Burun war, eröffnet sich der Blick zum fernen Golfe von Enos, vor

dessen blauem Seidenspiegel die mit dunklem Blutglanz übergossenen Felskuppen von Imbros und Samothrake gegen den glühenden Himmel steigen.

Unter peitschendem Sturmwind umflimmert uns ein märchenhafter Abendzauber, während wir die Funkenstation und die Batteriestellungen besuchen. Bei sinkender Dämmerung wird unser Gepäck gebracht, auf einem reizenden Jagdwagen. Er ist ein Erbstück der selig entschwundenen Briten und wird gezogen von einem prächtigen Ponnypaar, das die Engländer bei ihrer notwendig gewordenen Eile nicht mehr mitnehmen konnten. Und dann sitzen wir mit sechs jungen deutschen Offizieren in der warmen gemütlichen Steinstube, die der Sturm umbraust, und auf deren Fenstergesimsen in englischen Granatenböden allerlei schöne, von deutschen Händen gepflanzte Blumen blühen.

Heimatsstimmung! Man ist zufrieden und wird vergnügt. Ein Lachen und Schwatzen bis in die Mitternacht hinein. Und während ruhelos die Funkensprüche einlaufen und fortfliegen und die Ordonnanzen antreten und davonreiten, laben wir uns reichlich an dem Füll-

horn der von den Türken eroberten Beute, an britischem Tee und französischem Wein, an Londoner Büchsenfleisch und kanadischen Pökelzungen, an schottischem Speck und irischem Honig, an italienischem Gorgonzola und englischen Zigaretten. Das gute Albion hat für alles gesorgt. Im Überfluß! Nein — mager können die Engländer von Gallipoli nicht abgezogen sein. Sie waren musterhaft verpflegt. Das muß man anerkennen.

Und dann liege ich in einem netten Stübchen unter molligen englischen Beutedecken auf einem linden englischen Beutebett und träume mich unter dem Brausen des Dardanellensturmes den Bildern des kommenden Tages entgegen. —

Ein dunstiger Morgen graut unter wehenden Nebelschleiern. Zwischen pfeifenden Windstößen, von Staubwolken umwirbelt, beginnen wir die Wagenfahrt.

Das englische Ponnypärchen geht famos und zeigt nur manchmal ein bißchen überschüssige Hitze, mit der die deutschen Kutscherfäuste in aller Ruhe fertig werden. Wir fahren auf einer festen Straße, die erst ein paar

Monate alt ist — ein Dokument des türkischen Arbeitsfleißes, der hinter der kämpfenden Front die ganze Halbinsel mit einem ausreichenden Netze guter Etappenwege überspann.

Immer am Meer entlang, bis Kilid Bahr. Hier ist die alte und die neue Zeit wie für ein Schulbeispiel neben einandergestellt: die greise, schon zur Ruine gewordene Türkenburg, und daneben das junge, mit bombensicher eingedeckten Batterien bewehrte Festungswerk, in dessen Höfen es bei Trompetengeschmetter von exerzierenden Soldaten wimmelt. Nicht weit davon ist die Labestelle für Verwundete und Leidende. Hundert Müde hocken um das Tor herum und löffeln schweigend die Suppe, die eine deutsche Mädchenhand ihnen reicht. Die junge Berlinerin — die Schwester eines hohen Beamten unseres Auswärtigen Amtes — die hier mit einem Dolmetsch und vier türkischen Köchen als tapfere Hausfrau schaltet, wird von den Soldaten gleich einer Heiligen verehrt.

Wie nötig solche Hilfe ist, das zeigt jeder Schritt des weiteren Weges. Erschöpfte, die das Ziel ihrer Wanderung nicht mehr errei-

chen konnten, sitzen und liegen am Ufer des Meeres oder im Straßengraben. Keiner redet, keiner klagt, alle haben sich stumm in das Unabwendbare ergeben. Die meisten haben die Mantelkapuze über den Kopf gezogen und scheinen zu schlafen. Einer, den wir zu wekken und aufzurichten versuchten, war tot. Andere, die man noch aufrütteln konnte, hoben die dürre Hand zu einer abweisenden Gebärde, machten die aufzuckende Kopfbewegung des ververneinenden „Yok!“, ließen sich wieder hinfallen und zogen die Kapuze über das gelbe Gesicht und über die trauernden Augen. Ein Sterbender, der aussah, wie ein bärtiges Gespenst, saß mit gekreuzten Beinen im Staub, und während seine zitternden Fingerspitzen Bewegungen machten wie beim Spiel mit einer Perlenschnur, kreischte er im Delirium mit schon halb erloschener Stimme die für die Morgenstunde vorgeschriebenen Gebete. Daneben, auf der Straße, schaufelten und harkten die Arbeiter, unter wehenden Staubwolken marschierten die Armierungsbataillone vorüber, die Saumtiere und Kameele zogen vorbei, dumpf rasselte die lange Wagenreihe einer österrei-

chischen Motorbatterie, und über allen Bildern der Erde, zwischen Himmelsblau und grauen Dünsten, zogen elf Adler unbekümmert um das Sturmgebraus ihre ruhigspielenden Kreise.

Das Meer verlassend, biegen wir ein in eine kahle, stundenlange, rostbraune Felsmulde. Aller ebene Boden ist da ein einziges Heerlager, grau in grau. Die Zelte sind wie kleine Steinpyramiden. Steht ein farbiges von englischer Herkunft darunter, so ist's eine Wohltat für die Augen, weil es in dieser braungrauen Öde wie eine blühende Blume wirkt. Überall exerzierende Soldaten, überall Rekruten, die geschult werden, die meisten noch in ihren Dorftrachten. Zwei Querpfeifer spielen schrille, seltsame Weisen, die Esel schreien, die Kameele rülpsen, die Saumtiere wiehern, und vor den Karren mit den altertümlichen Scheibenrädern keuchen die schwarzen Büffel. Staubwolken fegen über Menschen und Tiere hin, und alles Leben dürstet; kein schattender Baum, kein Wasser; nur ein paar dünne Quellen sickern in den Steinschluchten, und viele Soldaten drängen sich um eine Zisterne, nahe bei einem großen, weißgepflasterten, mit einem

roten Halbmond geschmückten Viereck, das einen dreifachen Zweck hat: es dient als Wegweiser zum Lazarett, als Fliegerzeichen und als Gebetplatz.

Übers Meer herüber, vom Fort Hamidie, das großen und erfolgreichen Anteil an den Kämpfen um die Dardanellen hatte, dröhnen rasch hintereinander vier Kanonenschüsse. Galt es wieder einem englischen Unterseeboot? Wir wollen hoffen, daß es den stählernen Bauch nach oben drehte, wie es mit dem letzten der Fall war, das man bei der Sperre von Nagara erledigte.

Das Niemandsland auf Gallipoli.

Die Reitpferde erwarten uns, und mit hastigem Getrippel geht es steil über die Felsgehänge, durch Steingräben und ausgedörrte Regenschluchten, durch eine Verzweiflungslandschaft voll namenloser Trauer. Hier monatelang nur auszuhalten, schon das allein ist Heldentum und Tapferkeit. Einer der Offiziere sagte zu mir: „Manchmal drückten die armen Kerle das Gesicht in die Hände und heulten, nur um das Herz zu erleichtern und wieder mal was Feuchtes auf die Zunge zu kriegen.“ Und immer, immer, den ganzen Tag lang, behalten die Bilder, an denen wir vorüberreiten, das gleiche trostlose Gesicht. Gibt es denn einen Frühling, hier, auf diesen Stätten einer ewigen Dürre? Gibt es Blumen, die hier blühen mögen, Stauden und Kräuter, die sich begrünen? Doch! Ich sehe Wiesenflecke von smaragdenem Grün. Hastig reite ich auf solch ein lockendes Frühlingswunder zu und

erkenne, daß eine Fatamorgana des Krieges mich täuschte. Die großen gelbgrünen Flecken, die ich für sprossende Frühlingsgräser hielt, rühren von der Pikrinsäure der amerikanischen Granaten her. Die schöne Farbe täuschte nicht nur mich, sie narrte auch die Wandervögel, die in großen Schwärmen zu diesen grünen Oasen der braun-grauen Wüste herunterflatterten. Und die Vögel waren doppelt Getäuschte: sie fanden nicht nur das herrliche Grün, auch viele, viele, unzählbar viele Körner. Nur keine verspeisbaren. Zwischen den Sprungstücken der Granaten ist die Erde mit bleiernen Schrapnellkugeln so dicht besät, daß man bei jedem Tritt ein Dutzend mit der Stiefelsohle in den Lehmboden hineinquetscht. Hier Blei zu sammeln, das wäre ein Beruf, der mühelos seinen Mann auf Jahre hinaus ernähren würde. Wahrhaftig, die Engländer haben an den armen Bewohnern der Halbinsel Gallipoli viel Gutes getan und haben die unfruchtbaren Steinfelder in kostbare Bergwerke verwandelt, die spielend auszubeuten sind, weil das pure Blei und Eisen obenauf liegt. Und wie viel hat das menschenfreund-

liche England für dieses Werk der Barmherzigkeit geopfert! Die Sterlingsströme müssen milliardendick in diesen türkischen Boden hineingesickert sein! Und reichlich, überreichlich wurde die bleierne Saat aus Wassermangel mit britischem und französischem Blut begossen.

Gleich beim Eintritt in die tiefgeschnittene Lehm- und Schieferschlucht, die einem amerikanischen Canon gleicht und die Lagerburg der Engländer war, lassen große Kreuzbeete und Massengräber die furchtbare Zahl der Menschenleben ahnen, die hier versinken mußten. Die Gräberstätten sind ohne Schmuck und verwahrlost. Wesentlich besser als für die Toten sorgten die Engländer für die Lebenden. Überall wimmelt's von eisernen Wasserbottichen und von vernichteten Filtrierapparaten, von Pumpen, Öfen, Herden und Proviantkufen, von Dingen, die das Leben in dieser Wüste möglich machten und das Frieren in den Winterstürmen von Gallipoli erleichtern konnten. Die verwendbare Proviantbeute wurde von den Türken schon in ungeheuren Mengen fortgeschafft, und noch immer liegen Berge davon umher. Dazu noch erstaunliche

Mengen von Kriegsgerät und Munition, neben einer wahrhaft grotesken Masse von herrenlos gewordenen Hüten, Helmen und Mützen. Es erscheint mir nicht als das Charakteristikum eines „geordneten und gloriosen Rückzuges", daß man die Kopfbedeckungen verliert. In jenem Teile der Schlucht, in dem es am übelsten aussieht, hängt noch eine Holztafel mit dem Straßennamen:

„Inniskilling Avenue".

Ich glaube, Inniskilling, das ist der Name eines englischen Regiments. Das Wort enthält die böse Silbe „kill"; sie bedeutet: morden, schlachten, totschlagen. Und „inner" bedeutet das Einwendige, das Seelische. Da wäre der schönklingende Straßenname so zu übersetzen: „Seelenschlächterpromenade". Oder man könnte auch sagen: „Schlachthaus des eigenen Lebens". Denn was für den Engländer das Innerste, das Heiligste bedeutet, das ist die Wohlfahrt des eigenen Daseins — die einzige Sache, die er auf Gallipoli ernstlich zu Schaden brachte. Die Beweise dafür sind zahlreich; wir wollen sie betrachten, obwohl es kein erquicklicher Anblick ist.

Von den Unterständen, die geräumig, bequem und fest gebaut sind, führen steile, gutgesicherte Treppen hinauf zu dem offenen Feld der letzten und schwersten Sturmversuche, deren Erfolglosigkeit den Rückzug der Verbündeten erzwang. Laufgänge, in denen man gemütlich und unbehelligt sein Pfeifchen schmauchen konnte, führen zu den äußersten Schützengräben, zu einem furchtbaren Gewirre der kriegerischen Maulwurfsarbeit. Jeder Graben ist exakt geschnitten, prachtvoll gedeckt und befestigt, jeder ein Bollwerk des Wunsches nach persönlicher Sicherheit. Neben dieser tadellosen Arbeit ist der viele Schmutz und eine ekelhafte Unordnung sehr auffällig. Tausende von geleerten Konservenbüchsen mit verwesenden Speiseresten liegen in den Gräben und dicht vor den Sandsäcken, jede Fliege konnte die Fäulnisgifte in sich einsaugen und auf die Menschen übertragen. Doch der Graben selbst, sein Bau, muß unbedingt als eine sichere Sache bezeichnet werden. Die kriegerische Unsicherheit begann für die Engländer erst in der Nähe der türkischen Drahtverhaue.

Den unbesetzten Boden zwischen der ei-

genen und der feindlichen Linie bezeichnet ein englischer Terminus als „No man's land", als Erde, die keinem gehört und wo keiner wohnt. Ganz stimmt das nicht, wenigstens nicht auf Gallipoli. Denn das Niemandsland zwischen den äußersten Gräben der Engländer und der letzten unerstürmbaren Türkenlinie bei dem grauenvoll zerbröselten Dorfe Krithia, dieses Niemandsland hat viele, viele Bewohner, auch heute noch, viele Hunderte! Es sind sehr stille Mietsleute, sie sind verarmt, sie bezahlen keinen Zins, und ihr Aussehen ist nicht mehr gentlemanlike. Das sind die in den letzten Kämpfen gefallenen Engländer und die an ihren kurzen Röckelchen deutlich erkennbaren Schotten, die der gloriose, nur etwas übereilte Rückwärtssieger genau so zu begraben vergaß, wie er seine Hüte und Mützen nach hinten entgleiten ließ.

So deutlich, so gleichmäßig und scharf gezeichnet, wie an diesen abgemergelten und eingedörrten Toten, hab' ich den englischen Gesichtstypus noch nie gesehen. Alle sind langköpfig, alle sind schmalwangig, alle zeigen ein enggedrängtes Gebiß, und alle haben das glei-

che versteinerte Mühsalslächeln, wie wir es auf der Variétébühne und bei Zirkusballetten häufig zu sehen bekamen an den englischen Dancinggirls, an diesen Springjungfern, die mehr auf das Erbarmen als auf die Sinne wirkten. Auch jeder von den Vergessenen auf Gallipoli ist ein Tänzer geworden — a dancer upon nothing, wie der Londoner Volksmund die Justifizierten nennt, die unter den Füßen keinen Boden mehr haben. Wie die Unbegrabenen am Strange, so strecken auch die stillen Mietsleute von Niemandsland die nackten, schon beingewordenen Sohlen in die Luft. Denn die obdachlos gewordenen und im schneidenden Wintersturme frierenden Bauern von Krithia, denen die englischen Granaten die Häuser in Scherben klopften und die Kleidertruhen verbrannten, ziehen zur Wärmung ihres eigenen Lebens den geduldigen Schläfern von No man's land die guten Schuhe herunter, wickeln ihnen die schottischen Bandgamaschen von den dünngewordenen Waden und schälen die Strümpfe, die Röcke, die Hosen und die Hemden von den eingeschrumpften Kadavern. Das ist entsetzlich anzusehen, aber es ist ent-

schuldbar. Hätte das lebende England nicht genommen, so müßte das tote nicht geben.

Und während die entblößten Schläfer im kalten Sturmwind der offenen Höhe dörren wie Menschenheu, wird an Pfützen und Wasserlachen die grausige Wäsche der Niemandskleider und der No man's-Hemden erledigt. Aus einem der Kittel, die da zum Trocknen über kahlen Stauden hingen, war ein Zettel herausgeflattert. Aufheben mocht' ich ihn nicht. Mit einem Stecken hielt ich ihn auf der Erde fest und las. „My darling!“ So begann der Brief. „Mein Liebling du!“ Und dann kamen innige, treue, zärtliche Worte, sehnsüchtige Worte der tiefsten Liebe, stammelnde Worte einer ruhelosen Sorge — Mutterworte! Und nicht nur dieser Eine, auch alle anderen, die bei Krithia liegen blieben und vergessen wurden — jeder von ihnen war das Sorgenkind einer britischen Mutter. England! Lade deine Mütter, wenn sie nach ihren Söhnen fragen, auf deine sparsam benützte Flotte, führe sie nach Krithia und zeige ihnen die vielen Bewohner von Niemandsland, die nutzlos Geopferten, die um Nichts hineintanzen

mußten in den nackten Tod! Dann werden die weinenden Mütter dich aufrütteln aus dem Blutrausch deiner Geschäftsmethode, aus deinem grauenvollen Schlächterwahnsinn. Und für diese Reise zu deiner Inniskillingpromenade werden die Türken den Dardanellenweg, den du mit Gewalt nicht erschließen konntest, höflich und gerne für dich öffnen.

* * *

Der Strand von Sedd il Bahr und Ari Burun ist verwandelt in ein stillgewordenes Kriegstheater, auf dessen meilenweiter Wasserbühne man täglich die Manöverspiele der feindlichen Schiffe, der britischen Monitore und Torpedojäger in Gemütsruhe betrachten kann. Das englische Seeballett leidet nur ein bißchen unter einem Mangel an neuen und wirksamen Einfällen. In einem großen Bogen spannt sich von der Insel Tenedos die lange, fern vom Schusse bleibende Reihe dieser Meergendarmerie hinüber bis zu den Inseln Imbros und Samothrake. Gestern waren es vierundzwanzig Schiffe, heute sind es nur zwan-

zig. Dieser Wandel zur Sparsamkeit ist der einzige Wechsel im Bilde. Sonst immer die gleiche Sache. Entweder am Morgen, oder mittags, oder am Abend dampfen ein paar von den fernen Kriegsschiffen näher heran. Man braucht ein scharfes Glas, um die kleinen Rauchballen und die feinen Feuernadeln zu erkennen, die sie beim Abfeuern der Geschütze fabrizieren. Nach zwanzig oder dreißig Sekunden hört man ein wackliges Sausen in der Luft, es plumpst ein paarmal, drei oder vier haushohe Wasserfontänen spritzen aus dem Meer empor, und am Ufer lachen die türkischen Soldaten und arbeiten weiter an der Bergung der englischen und französischen Beute. Der ferne Feind wird mutiger, dampft noch einen Kilometer näher heran und beschädigt die nützlichen Dinge, die er bei der Räumung von Gallipoli zurücklassen mußte. Nun dröhnen hinter den Schutthügeln die türkischen Strandbatterien, die so geschickt in das wellige Gelände eingebaut sind, daß kein suchendes Auge sie zu entdecken vermag. Eine halbe Stunde lang donnert es hin und her, dann rückt die feindliche Armada wieder gegen den

sicheren Hintergrund zurück, gleich einem Clownkonsortium, das seine Nummer erledigt hat.

Während der sechs Tage, die ich auf Gallipoli verbrachte, gab es in dem unveränderlichen Meerspiel nur ein einzigesmal eine kleine ernste Abwechslung — an dem Nachmittag, an dem ein deutscher Marineflieger ein englisches Flugzeug herunterschoß. Vier oder fünf Kilometer vom Strande, bei Ari Burun, fiel es ins Meer. Von Imbros dampfte langsam ein englischer Kreuzer der Junoklasse herüber und kam bei seiner nutzlosen Suche so nahe, daß man mit dem Glas die Leute an Bord zu unterscheiden vermochte. Tiefe Stille, nur das eintönige Rauschen des Meeres. Die Türken, obwohl ihnen die Engländer wenige Tage früher, trotz der weißen Flagge mit dem roten Halbmond, ein Lazarett in Scherben getrommelt hatten, zeigten Ehrfurcht vor der feindlichen Hilfsbereitschaft und schossen nicht. Das englische Schiff, als es nach zweistündiger Suche wieder außerhalb der Reichweite der türkischen Strandbatterien war, begann zu feuern und erledigte mit großem Kostenaufwand sein tägliches Verkleckerungspensum.

Freilich, wenn man die unermeßliche Fülle der guten und wertvollen Dinge sieht, die England bei seiner hastigen Abreise hier zurücklassen mußte, so kann man ihm den nachhinkenden Ärger nicht verübeln. Der kilometerbreite Platz zwischen den Ruinen der alten Feste Sedd il Bahr und der englischen Landungsstelle bei Tekke Burun ist ein einziges riesenhaftes Warenlager. Tausende von Tonnen wurden da schon fortgeschafft, und noch immer erscheint das britische Tischleindeckdich verschwenderisch bestellt. Und zwischen Bergen von Zwiebackkisten und Marmeladefässern liegt der englische Strandfriedhof mit den Hunderten von schönbekreuzten Offiziersgräbern und mit den schmucklos zugeschütteten oder den noch offenstehenden Massengräbern, die das verdutzte Invasionskomitee in den Abschiedsstunden nicht mehr zu füllen wünschte. Daneben ein Gewühl von Karren, von Zeltstücken und Maschinen, von Sanitätsfahrzeugen, von Eisenbahngerät und Feldbahnwagen. Und draußen in der Brandung des Meeres, dessen Wellengeräusch wie das Gelächter vieler Menschen ist, erscheinen und wackeln im Sprühschaum die

Trümmer der abgebrannten Landungsbrücken und der gestrandeten und halbversenkten Schiffe. Man sieht es, schüttelt immer den Kopf und vergleicht die Landung der Engländer an der Westspitze von Gallipoli mit dem Versuch, einem scheugewordenen und nach hinten ausschlagenden Gaul über den Schwanz auf den Hals zu springen. Kein Wunder, daß England bei diesem sportlichen Wagnis eine schmerzhafte Prellung in der Gegend der Magengrube empfand. Es ist erquickend, sich hier an Ort und Stelle der berühmten Rede Churchills mit dem Satze zu erinnern: „Wir sind nur noch wenige Meter von einem der größten Siege der Weltgeschichte entfernt.“ Er meinte den Durchmesser des mit stummen Schläfern so reich besiedelten Niemandslandes bei Krithia. Inzwischen hat sich Lord Churchills Entfernung von den Türken und vom englischen Siege einigermaßen vergrößert, und zwar im Quadrat der Geschwindigkeit, mit der die Verbündeten dem griechischen Asylboden entgegenstrebten.

Ehe wir von Tekke Burun davonritten, hielten wir bei einem Beutemagazin ein klei-

nes, englisches Frühstück. In dem prachtvoll schmeckenden Chesterkäse fand einer der Offiziere eine Schrapnellkugel. „So," sagte er, „jetzt weiß ich doch, wie die Löcher in den Käs kommen."

Die gleichen Beutebilder wie bei Sedd il Bahr, nur schon ein bißchen aufgeräumter, sind zwischen Ari Burun und der Schuwlabai zu sehen. Doch alle Verwüstung ist hier noch schauerlicher. Wohin man sieht, überall wirrt sich ein unbeschreibliches Labyrinth von Gräben und Sappen durcheinander, die von erbitterten Kämpfen und verzweifelten Sturmversuchen erzählen. Tausend Dinge des Krieges liegen da sinnlos durcheinandergeworfen, Millionen von englischen Gewehrpatronen sind umhergestreut. Und in den zerfetzten Gräben und Unterständen herrscht noch immer ein grauenhaft säuerlicher Geruch, gemischt aus Verwesung und Menschenschweiß, ein festgebissener Englandsduft, den die ruhelos blasenden Winterstürme von Gallipoli in zwei Monaten nicht völlig verwehen konnten. Und das alles ist eingenagt in einen Boden, der so bizarr und zerrissen gestaltet ist, als hätte ihn die

Hölle in ihrem Zorn erschaffen. Alles kahl, alles öde, alles überkollert von Lehmbrocken und Schieferschutt. So mürb ist dieser Boden, daß kein Granatentrichter erkennbar blieb — wo eine Granate einschlug, deckte die nachrutschende Erde das Loch immer gleich wieder zu. Welche Sisyphusarbeit muß es gewesen sein, hier Schanzen und Unterstände zu bauen! Das Wassergerinnsel des Regens hat überall auf dem Boden Bilder geschaffen, die an die Reliefkarten von Gebirgszügen erinnern. Und alle größeren Regenschluchten haben sich bis zu schwindelnder Tiefe in die bröslígen Schutthalden hineingefressen. Fast senkrechte Lehmwände fallen achtzig und hundert Meter in die zum Meere ausmündenden Täler hinunter.

Diese Abgründe waren die Müllgruben und Unratstätten der Verbündeten. Was da drunten liegt und übelriechend vom verschwundenen England erzählt, ist eine Mustersammlung des Ekels. Und weiter gegen das Meer hin liegen die Brandstätten eines Lagers, in dem sich das Leben üppiger erledigte, als es im Kriege ratsam und nützlich ist. Wie muß es hier ausgesehen haben in jener Nacht vom

19. auf den 20. Dezember, als die gewaltigen Brände aufloderten, durch die man, vor Beginn der Flucht nach dem noch sicheren Schiffsboden, die angestapelten Millionenwerte vernichtete?

Auf einer Strecke von mehreren Kilometern reihen sich die riesigen Aschengevierte aneinander. Die paar Bäume, die da stehen, sind zersplittert und zerfetzt, und auf ihren weißgescheuerten Ästen sitzen Scharen von stummen, satten, fetten, zufriedenen Raben. Und überall die langen Zeilen der englischen Gräber, überall die Trödlermasse der kopflosgewordenen Tropenhüte und Kappen. Es gibt auf Erden nichts Widerlicheres als das Bild, das zurückbleibt nach einer Niederlage, nach der Flucht eines geprügelten Heeres, das zu seinem Selbsttroste die blauen Male auf seiner Rückseite als den grünen Lorbeer strategischer Konzentrierung zu deuten sucht.

Wie die Engländer und Franzosen mit ihren „Erfolgen" auf Gallipoli, so macht es die Nachmittagssonne mit den Verwüstungsbildern bei Ari Burun. Sie arbeitet nach dem Rezept eines Reutertelegramms, versucht al-

les Faule zu verschönern, überschimmert und vergoldet alles Ekelhafte und macht die Tausende und Abertausende von leeren, stinkenden Konservenbüchsen schimmern und blitzen, gleich einem offen zu Tage liegenden Diamantenfelde.

Umrasselt und umrieselt von diesem blechernen Leerheitsglanze, lassen wir uns über eine der steilen Lehmwände hinuntergleiten und begrüßen den ersten Schritt an das Ufer und an das reinliche Wasser mit einem wohligen Aufatmen. Bis zu weiter Ferne wogt und flutet das blaue Meer, und hinter seinen schaumköpfigen Wellen schwimmt wie ein sagenhaftes Riesenschiff die Insel Samothrake, mit den weißen Segelbäuchen der beschneiten Berge. Die zwanzig oder zweiundzwanzig englischen Schifflein da draußen erscheinen so winzig, daß sie aussehen wie ins Wasser gefallene Fliegen.

Vor der Schuwlabai, deren zwei schmale Landzungen wie die Klingen einer geöffneten Zwickschere in das Meer hinausgreifen, reiten wir über lange struppige Höhenzüge dem Innern der Halbinsel entgegen und kommen zu

den neuen türkischen Schanzen, die nach allen Erfahrungen des Stellungskrieges zu schwerbezwingbaren Schutzlinien ausgebaut sind. Eine anerkennenswerte Fülle kundiger und rastloser Arbeit ist hier in den letzten Wochen geleistet worden. Dahinter liegen die drei alten, verwüsteten Grabenstellungen, welche die Engländer unter schweren Verlusten eroberten und unter neuen Blutopfern wieder aufgeben mußten. Jetzt sind die Gräben verlassen, weit und breit ist kein Mensch zu sehen; Schwärme von Zugvögeln bringen das einzige Leben in die Öde dieses Niemandslandes, und der Tod ist nur gegenwärtig, wenn ein Singvögelchen unter dem Griff eines Wanderfalken verblutet.

Wendet man die Augen und überblickt das weite Gelände der vertobten Kämpfe, so erscheint auch hier, wie bei Sedd il Bahr, das ganze Gallipoliabenteuer der Entente als ein Irrsinn. Doch alle leisen Stimmen dieser zerrissenen und blutgedüngten Erde klingen zusammen in ein ernstes Loblied auf das zähe Beharren und die opfermutige Tapferkeit des türkischen Heeres. Man muß mit eigenen Augen diese kahle, schwermutsvolle, ruhelos von

peitschenden Stürmen überbrauste Landschaft gesehen haben, um zu würdigen, was es heißt: durch viele Monate auszuhalten unter Leiden und Entbehrungen, unter Feuer und Todesgrauen, als ein Kranker und Dürstender zu kämpfen und trotz Patronenmangel Sieger zu bleiben, hier, in dieser grauen, jedes Lächeln erwürgenden Öde, in die man nicht hineingebannt sein möchte als verdammte Seele. In dieser Landschaft beginnt man Dinge zu begreifen, über die man den Kopf schüttelte, wenn man sie erzählen hörte. Und unter dem Schauer des Ortes lernte ich das Wort eines türkischen Soldaten verstehen: „Allah hatte mich verlassen, ich konnte nicht mehr vorwärts; wenn ich stehen mußte, fiel ich um; aber sitzen bin ich geblieben, und als sie kamen, hab' ich mit dem Bajonett gestochen."

Schweres Geschützdröhnen rollte von Imbros über das Meer herüber, als wir spät am Nachmittag emporritten durch eine lange, sieben Hügelzüge durchschneidende Schlucht, deren prachtvolle Schichtfaltungen und in kugeligen Wolkenformen zu Tage getretenen Gesteinsmassen das Entzücken jedes Geologen sein

müßten. Die Soldaten, die ungedeckt in dieser Schlucht unter dem mörderischen Feuer der englischen Schiffsgeschütze aushalten mußten, haben sich mit tellurischen Untersuchungen schwerlich abgegeben. Und dennoch sind viele, viele mit dieser geologisch interessanten Erde sehr vertraut geworden. Überall Gräber. Und die bejahrte Schlucht hat einen jungen Namen bekommen: „das Tal des Todes". Sie öffnet sich gegen Klein-Hanafarta, das eine menschenleere Trümmerstätte wurde, und gegen einen alten, tausend Meter langen griechischen Friedhof. Die Grabsteine sind zertrümmert oder hängen schief um die von den Schiffsgranaten aufgerissenen Gräber. Den Ort umweht eine Trauer und Melancholie, daß man wortlos wird und die Augen schließt.

In Groß-Hanafarta, das in die gleiche Ruinenwüste, wie die kleinere Schwesterstadt verwandelt ist, hörten wir bei einer Befehlsstelle von dem Erfolge, den die donnernde Kanonade der englischen Schiffsgeschütze am Nachmittag erzielt hatte: „Zwei Maultiere tot, ein englischer Offizier aus dem Grab herausgerissen".

Die Landschaft wurde um so freundlicher, je näher wir dem Ufer der Dardanellen kamen. Herrliche Piniengruppen leuchteten im Goldglanz der Abendsonne. Und überall ein buntes, triebsames Arbeitsgewimmel der Etappen, ruhende oder ziehende Kameelkarawanen, qualmende Kochstätten, galoppierende Reiter und frei umhersausende Füllen, die sich der Windstille im Tal und des schönen Abends freuten. Bei den Baracken hörte man häufig zwei- oder dreistimmige Soldatenlieder, deren seltsam verzierte Weisen an alte jüdische Tempelgesänge erinnerten. Es sind schöne, ergreifende Lieder, aber so schwermütig und im Takte so zögernd, daß der türkische Soldat sie nur bei der Rast am Feuer, nicht beim Marsche singen kann.

Noch ein wundervolles Bild im Hafen von Agbasch. Das Durcheinandergleiten der tausend Menschenfigürchen und Tiergestalten, das Karrengewühl, das Gewirre der Magazindächer und der Warenberge, das Stimmengesumme, der schaukelnde Klapperwald der vielen Schiffsmasten — das alles sieht aus wie die Szenerie einer großen orientalischen

Handelsplatzes, mit dem tiefblauen Flutenband der Dardanellen und mit dem kleinasiatischen Ufer in dem von der Abendsonne überbrannten Hintergrunde.

Dann ritten wir über die Steingehänge von Kilia Tepe empor. Lange Reihen von Eseln — jeder mit zwei großen Wassertonnen zur Rechten und Linken des Saumsattels — kamen von überall her zu einem Brunnen. Gegen den glühenden Himmel sahen ihre Silhouetten aus wie Zwillingspaare riesiger Schwarzkugeln, die auf stricknadeldünnen Füßchen trippelten. Mein flinkes, zappliges Pferdchen — weil es entweder die Esel nicht leiden, oder nach dem zehnstündigen Tagesritt den nahen Stall nicht mehr erwarten konnte — fing plötzlich auf dem steilen Gehäng ein jagendes Galoppieren an. Diese temperamentvolle Sache, die sich gegen meinen Willen ereignete, wirkte ansteckend auf die sonst sehr sanften und geduldigen Eselchen. Unter Schmettergeschrei begannen sie hinter mir herzugaloppieren, die leeren Tonnen kullerten wie Charfreitagsklappern, aus den schon gefüllten Fässern spritzten dicke Wassergüsse empor, und der

fluchende Zorn der Eselsführer verwandelte sich diesem unwiderstehlichen Bilde gegenüber in schallendes Gelächter.

Nach allem Lachen wieder ein Augenblick des tiefsten Ernstes. Auf der Höhe von Kilia Tepe wob sich ein letztes Blutband der sinkenden Sonne zärtlich um die acht deutschen Soldatengräber.

Die Dämmerung sank. In der Tiefe schimmerte die weiße Brandung der Dardanellenstraße. Zwischen den Bergen huschten glühende Sonnengrüße vom Ägäischen Meer in das schmale Wassertal herein und verschwanden wieder. Einmal, für wenige Sekunden, leuchtete die Festung Hamidje mit der Stadt Tschanak wie etwas Märchenhaftes aus dem dunklen Schattengewoge heraus. Nun kam die stahlblaue Nacht mit vielen Sternen, die im Sturmwehen der Lüfte unruhig funkelten. Überall in der Tiefe, an den Ufern des Meeres, glänzten die weißen, roten und grünen Schiffslaternen auf, und wie tastende Geisterarme huschten unablässig die langen bleichen Lichtkegel der Scheinwerfer über das Meer.

So finster die Nacht auch sinken mag, die

Uferwache der Dardanellen ist schlummerlos. Und immer merklicher entwöhnen sich die französischen und englischen Unterseeboote ihrer Sehnsucht nach hellespontischen Spazierfahrten, die ohne Rückweg sind.

Schlußgesang.

Ein reiner, sonniger Frühlingsmorgen; dazu der stechende, heulende Sturmwind, der an den Dardanellen das unvermeidliche Angebinde der Lenzwerdung zu sein pflegt. Er bläst mit einer Geschwindigkeit, daß wir auch bei flinker Autofahrt den Wind noch immer im Nacken spüren. Von Tschanak, wo wir in der Frühlingsnacht gefroren haben wie im tiefsten Winter, geht es am Fort Hamidje und an der festen Dardanosstellung vorüber. Die Straße, die von Truppenzügen und Kameelkarawanen belebt ist, klettert in gutgepflegten Serpentinen gegen den Kamm eines Hügelzuges empor, der sich vom Bergstock des Ida herüberstreckt bis zum kleinasiatischen Ufer der Dardanellenstraße. Die ganze Landschaft ist überhaucht von den silbergrünen Tönen der Oliven, und immer muß man an Prellersche Landschaften denken. Auf der Höhe hält das Auto, und von den deutschen Marineoffizie=

ren, deren Gast ich bin, sagt einer: „Hier muß man sich umsehen."

Das Herz stockt. Und den Atem verschlägt's. Von so hinreißender, unbeschreiblicher Schönheit ist das Bild der in der Tiefe liegenden Dardanellenstraße, bis hinaus zum Marmarameer, das sich gegen die östliche Ferne auseinanderblättert wie eine blaue Riesentulpe. Schildern kann man das nicht. Hier ist die Natur an Schönheit so erfinderisch gewesen, daß jedes Menschenwort versagt. Man möchte stehen bleiben und endlos schauen und trinken. Aber man hält es keine fünf Minuten aus. Der pfeifende Sturmwind macht die Augen tränen, macht die Hände starr und bohrt sich in alle Knochen. Taumelt man über die Kammhöhe des Hügels hinüber und findet ein bißchen Windstille, so ist's ein glückseliges Aufatmen.

Die Landschaft, die sich auf der anderen Seite des Hügels hinuntersenkt zu einer weiten, flachen Tiefe, bewirkt einen neuen Seelenaufruhr. Daß man auf asiatischem Boden steht, ist der kleinere Reiz. Historische Erinnerungen und fliegende Gymnasiastenträume beginnen

durch Blut und Herz zu gaukeln. Gleich einem winzigen Schutthaufen liegt in der westlichen Ferne der Burghügel von Troja, und über das weite hellenische Schlachtfeld am Skamander ragen wie kleine, blauschwarze Pyramidenspitzen die Grabhügel des Ajax, des Patroklus und Achill empor. Wir von heute wissen, daß diese schwarzblauen Hügel mit Achill, Patroklus und Ajax wenig zu schaffen haben und nur die Scherbenberge und Grabstätten verschwundener Siedelungen sind. Aber Lieder und Sagen sind stärker und überzeugender als die Lehren der geschichtlichen Forschung. Sieht man in der grauen Tiefe diese blauen Hügelspitzen, so sieht man auch den Waffenschimmer des Ajax, des Patroklus und Achill, sieht das Lächeln des Klügsten aller Klugen, des Vielgereisten, des Abenteuerlichsten aller Menschen, sieht den ein bißchen bornierten Hochmut des Agamemnon und fühlt die Nähe Homers, der als leise raunender Cicerone an unserer Seite steht und kein Hellene war, sondern ein Trojaner, ein Anatolier, ein Urahne des besten türkischen Blutes von heute.

Noch einmal verschwindet die sagenumwo-

bene Ferne hinter den Trümmergassen des türkischen Dorfes Erenköji, das die englischen Schiffsgranaten mit unmilitärischer Zwecklosigkeit in eine Schuttwüste verwandelt haben. Die Leute, die da in Kellerlöchern und halb erhaltenen Stuben noch wohnen und über den Glutpfannen die starren Hände wärmen, machen einen prächtigen Eindruck. Feste, gesunde, wohlgeformte Gestalten sind es, und in ihren sonnverbrannten Gesichtern ist eine mannhafte Ruhe. Nicht stumpfe Ergebung redet aus ihren glänzenden Augen, sondern der Wille zu starkem Ertragen einer harten und opferschweren Zeit. Das sind Türken! Das sind die Söhne eines unverlorenen Volkes, dem diese ringende Zeit den Weg des Aufstieges bauen und ebnen wird!

Dann ein Bild, als wär' ich zurückversetzt in die Zeit des ägyptischen Pyramidenbaues — oder zurückversetzt in jene Schicksalsstunde, in der die Trojaner das hellenische Fabelpferd auf Walzen und Rollen hinschleppten zu ihrer Stadtmauer! Ein Gewühl von sieben- oder achthundert Männern. Türkische Soldaten und anatolische Bauern. Fünfhundert ziehen feu-

chend an langen Tauen, dreihundert hemmen und bremsen mit Seilen und Stangen. Und über das Gewirr der Köpfe ragt etwas Ungeheures hervor, etwas Plumpes und schwer Bewegliches, kein hölzernes Griechenpferd, sondern ein stählernes Ungetüm, eine Kruppsche Riesenkanone, ein deutsches Küstengeschütz, das den Burghügel von Troja, die von Schilf überwachsenen Friedhöfe der hellenischen Helden und die türkischen Strandfestungen verteidigen wird gegen die englischen Kreuzer und Monitore. Der Donner ihrer Schiffskanonen brüllt aus weiter Ferne, von Tenedos, über die Kampfstätten am Skamander und über die einstigen Lagerplätze des griechischen Heeres herüber. Da drüben, wo man die Wallzüge und Unterstände einer türkischen Batterie erkennt, müssen vor drei Jahrtausenden die Laubhütten der Myrmidonen und das Zelt des Achill in der Sonne geschimmert haben — in der Sonne, die heut noch immer die gleiche wie damals ist.

Und nun steig' ich über Grasgehänge und über Schutthalden empor zur Burg des Priamus. Was man da zu sehen bekommt, ist für

den ersten Blick eine Enttäuschung. Ruinen? Nein. Nur aus der letzten, spätrömischen Siedelungsschicht ist der Halbkreis eines Theaterchens zu erkennen und der Grundriß eines Tempels, von dem die Reste zerbrochener Säulen und zerschlagener Marmorplatten umherliegen. Alles andere ist ein Gewirr von Trümmertürmen, Lehmziegeln, roten Tonscherben, Quaderwänden, Torstücken, Gassenresten und kyklopischen Mauerzügen, aus denen man nicht klug wird. Man muß Archäologe sein, um in diesem Schuttgemengsel von drei Jahrtausenden das Ältere vom Jüngeren unterscheiden zu können. Und alles mit Ginster und Dorngestrüpp, mit Gras und Unkraut überwuchert. Und dieses ganze, konfuse, von Sagen und Liedern umklungene Wirrsal großer und kleiner Vergangenheiten ist im Halbkreis umzogen von einem — die Feder weigert sich fast, es niederzuschreiben — von einem modernen Schützengraben. Man hat ihn ausgehoben, um die gut zu verteidigende, das weite hellenische Schlachtfeld am Skamander überblickende Burghöhe des Priamus als verläßlichen Stützpunkt gegen eine Landung der Engländer an der klein-

asiatischen Küste benützen zu können. Wäre den Engländern das Herz nicht vorzeitig in die Kakihosen gefallen, so hätte sich hier der Kampf des Hektor und Achill erneuern können, nur mit dem Unterschiede, daß es den Engländern an einem Achill gebricht, während der Hochmut des Agamemnon und die Lügenzunge des Thersites reichlich in ihren Reihen vertreten sind.

Dieser neue Schützengraben hat sich tiefer in die alte trojanische Erde hineingewühlt, als die forschenden Schaufeln Schliemanns und Dörpfelds gekommen sind. Und die türkischen Soldaten, die hier tätig waren, hatten keine Zeit, um den Schutt, den sie mit dem Spaten auswarfen, genauer zu untersuchen. In der ausgeschütteten Erde des Walles schimmert es tausendfältig vom Rot der antiken Tonscherben und von kleingesplitterten Marmorstückchen. Wer da suchen will, kann allerlei Kostbarkeiten finden: eine grüngewordene, althellenische Münze, römische Kupferstücke, schlechtgeprägtes Geld aus der Zeit Konstantins, ein entzückendes Tanagraköpfchen, das Wadenbein einer alten Marmorstatue.

Ein türkischer Diplomat sagte: „Was man
ier findet, muß man in Konstantinopel an
as Museum abliefern."

Ich fragte: „Würden Sie das tun?"

„Nein."

„Warum verlangen Sie es von mir?"

„Sie sind doch ein ehrlicher Deutscher."

Die träumende Schatzgräberstunde auf den
chuttgehängen von Troja war schwer beein-
ächtigt durch den fegenden Sturmwind, von
em man fast hinuntergeblasen wurde über den
Wall des Schützengrabens. Rettete man sich
einen windstillen Trümmerwinkel, und blick-
man hinaus über das weite Schlachtgefilde
s Achill, so sah man es nah und ferne durch-
bt von großen Granatentrichtern.

„Wie kommen denn die da her?"

„Die hat der Agamemnon hereingeschos-
n."

Ich glaubte falsch verstanden zu haben
d mußte in Verblüffung fragen: „Wer?"

„Der englische Kreuzer Agamemnon."

Weiß Gott, die Zeitgeschichte macht er-
unliche Witze: Agamemnon, der die Burg
n Troja mit amerikanischen Granaten bom-

barbiert!

„Jetzt haben wir Ruhe vor ihm, er liegt bereits auf dem Meeresgrund, ein deutsches Unterseeboot hat ihn erledigt.“

Die Wahrheit dieser Mitteilung war unkontrollierbar. Sie zu hören, war aber doch eine Erquickung. Man sollte dem deutschen Unterseeboot, das den ‚Agamemnon‘ zum Hades beförderte, unter restloser Befreiung von aller tragischen Schuld den Namen ‚Klytämnestra‘ geben!

Dann wanderten wir über das Schlachtgefild der Hellenen zum Skamander hinaus, zum Zeltplatz des Achill, zu den türkischen Batterien. Deutsche Kanoniere begrüßten mich. Und in einem Unterstand, in dem sie kochten, sangen sie ein Lied davon, was ein deutscher Soldat in diesem Kriege alles erleben kann. In dem Lied kam die Stelle vor:

„Eine alte Frau
Weiß es ganz genau!“

Und da war vor meiner Seele die erschütternde und dennoch heiligschöne Vision von Millionen deutscher Muttergesichter — und in jedem dieser Gesichter glänzte die gleiche Sorge

und Sehnsucht aus treuen Augen heraus.

Ein türkisches Dorf. Viele Kinder spielen vor den kleinen, reinlichen Hütten. Verschleierte Frauen huschen, da sie uns kommen sehen, flink in die Haustüren, verschwinden — und kommen wieder zum Vorschein, sobald sie hören, daß wir Deutsche sind. Nach den mancherlei Verärgerungen, die man im halbfranzösischen Pera zu genießen bekam, ist es wohltuend und vielversprechend, das ehrliche und gläubige Vertrauen wahrzunehmen, mit dem das türkische Landvolk allem entgegenkommt, was Deutsch heißt. Ein alter weißbärtiger Bauer — in seinem Aussehen so malerisch, als hätte man ihn aus einem schönen, tausendjährigen Märchen herausgehoben — umspannte mit festem Druck meine Hand und sagte: „Wir werden siegen. Die Deutschen helfen uns. Niemand kann die Deutschen überwinden. Wer es mit ihnen hält, muß sich nicht ziehen lassen am Eselschwanz. Jetzt reiten wir auf dem schnellsten Pferd. Enver Pascha hat uns in den Sattel gehoben. Der kennt die Deutschen."

Der Alte wollte wissen, ob Enver Pascha in Konstantinopel wäre.

„Nein. Er ist auf einer Reise nach dem Kaukasus und nach Bagdad."

Zufrieden nickte der Greis. „Er ist überall. Er weiß, warum."

Unter einem vorspringenden Hausdach saß eine Reihe bejahrter und junger Männer im Sonnenschein, der das Farbenspiel der schmukken Dorftrachten leuchten ließ. Das Gespräch, bei dem ein türkischer Kanonier den Dolmetsch machte, wurde vom Ältesten geführt; er allein sprach; die jüngeren Männer lauschten aufmerksam und nickten zustimmend zu allem, was der Alte sagte. Seine kurzen Sätze wirkten so kindlich, wie sie überzeugend waren: „Das ist eine harte Zeit. Wir verlieren alles. Allah will es so zu unserem Besten. Es muß sein. Enver Pascha weiß, warum. Wir leiden. Unsere Kinder und Enkel werden es gut haben. Dafür gibt man. Ich hatte fünf Kühe. Die Soldaten haben drei genommen. Ich sagte: Nehmt die vierte auch, eine ist genug für mich und meine Enkel. Meine drei Söhne sind in den Krieg gegangen. Ich weiß nicht, wo sie sind. Ich weiß nicht, ob sie noch leben. Wie Allah will, so ist es. Jeder muß geben,

was er hat. Jeder muß tun, was er kann. Wir haben im Dorf noch zweiunddreißig junge Männer. Alle warten, daß man sie holen wird. Es dauert sehr lange. Unser Herr und Enver Pascha haben so viele Soldaten, daß die Unseren noch lange nicht an die Reihe kommen. Ich sage ihnen jeden Tag: man muß Geduld haben. Die Ehre wohnt auf einem hohen Berge. Da steigt man langsam hinauf. Die Jungen werden es erleben. Wir Alten fühlen uns unglücklich, weil wir nutzlos sind. Wir müssen beten für unseren Herrn und für Enver Pascha. Ich bete täglich siebenmal, daß Allah mich den Sieg noch erleben läßt. Die Erde ist schön. Ich habe das Leben lieb. Wenn wir gesiegt haben, sterbe ich gerne. Meine Söhne und Enkel werden Männer sein, auf die man hören muß in der Welt."

Wenn einer aus dem Volke spricht, so sagt er immer, was Tausende, was Millionen seines Volkes fühlen und denken. Die Zukunft des türkischen Reiches wird aus dem gesunden, fruchtbaren Herzboden seiner Bauern- und Hirtenvölker erblühen.

Und am Abend, als ich wieder in Tschanak

war, bereichert um einen wundersamen Tag des Erlebens, sah ich zu, wie dreihundert anatolische Rekruten eingeschifft wurden, schlanke, flinkbewegliche Jünglingsgestalten mit strenggeschnittenen Gesichtern. Sie sangen nicht wie die Unseren. Sie waren nüchtern und ruhig sprachen miteinander ohne Lärm, gehorchten jedem Wink der Unteroffiziere, preßten sich in dem winzigen Dampfer Ellbogen an Ellbogen und hatten ein erwartungsvolles Leuchten in den dunklen Augen — „Allah will es, und Enver Pascha weiß, warum."

Auf dem kleinen türkischen Kanonenboot, mit dem wir am folgenden Morgen die Rückfahrt nach Konstantinopel antraten, wurde es mit dem Raum nicht weniger knapp, als auf dem Rekrutendampfer. Die ganze Bordfläche war bis ins kleinste Winkelchen belegt mit dem Soldatengepäck der zehn deutschen Offiziere und der hundertzwanzig deutschen Artilleristen, die von Gallipoli kamen, um nach Bagdad oder nach dem Kaukasus zu übersiedeln. Auf dem Bordplatz, wo man saß oder stand, war man festgenagelt für den ganzen Tag. Dazu die Regenböen und der ruhelos blasende Sturm-

wind mit den bohrenden Nadeln seiner Kälte. Doch immer und überall eine heitere Stimmung. Und ein Gewirre aller deutschen Dialekte, die zwischen den bayerischen Bergen und der Wasserkante heimisch sind. Hatte einer ein bleiches Gesicht und verhielt sich schweigsam, so war's nicht aus Mißlaune oder Sorge, nur, weil das kleine Kanonenboot bei dem schweren Seegang höchst unerquicklich schaukelte. Ein Schwabe, bei dem es zu einer maritimen Katastrophe kam, und dem ich mit einer Aspirintablette hilfreich beispringen wollte, drückte das blaue Taschentuch an den Mund und sagte hinter dieser Schutzwehr lachend: „Gelle Se, so was mueß e deitscher Soldat erleawe! Wenn i's üwerstande hab, laß i mi bei em Unterseeboot ei'schreiwe."

Dem harten Winddruck entgegen, machte das Kanonenboot nur langsame Fahrt. Bis zum Abend kamen wir nicht weit über die Marmara-Inseln hinaus. Mit Anbruch der Dunkelheit begann der Sturm abzuflauen, das Meer wurde ruhig, und es kam eine fast windstille Nacht. Alles Gewölk verschwand, wie aufgesogen von der kühlen Luft. Die rau-

schenden Kielwogen phosphoreszierten in grünlichem Licht, und über unseren Köpfen wölbte sich ein stahlblauer Himmel mit einer zahllosen Menge heftigfunkelnder Sterne, die so nah erschienen, daß man des Glaubens war, man bräuchte nur die Hand zu strecken, um einen von diesen schimmernden Ewigkeitsschmetterlingen zu haschen. Die zauberhafte Schönheit dieser brennenden Finsternis mit ihrem geheimnisvollen Rauschen redete unseren deutschen Kanonieren tief ins Herz. Erst saßen sie ganz schweigsam und guckten immer. Dann fingen sie zu singen an und sangen die ganze Nacht, sangen die lieben alten Lieder, die ich die Unseren beim Auszug aus der Heimat, im Westen, im Osten und in Serbien hatte singen hören, und sangen neue Lieder, die während des Krieges entstanden waren, und die ich noch nie vernommen hatte. Eines war darunter, ein neues, dessen herrlicher Kehrreim wie mit starken Fäusten in meine Seele griff:

„Es klingt ein Lied der Zeit,
Das singt: Vergiß dein Leid,
Tu deine deutsche Pflicht
Und denk' ans andre nicht!"

Wann und wo ist dieses Lied entstanden? Wer hat es ersonnen? Ein deutscher Kanonier neben seinem heißgewordenen Geschütz? Ein deutscher Soldat im Schützengraben, den die feindlichen Granaten zerbröselten? Wird dieses Lied, wie es irgendwo entstand, auch wieder verschwinden, so, wie tausend Lieder dieses Krieges, die der Augenblick gebar und die ein Augenblick auch wieder vergessen macht? Mag es vergehen, mag es verwehen im Sturm der Zeit — die vier Reime dieses Schlußgesanges werden bleiben — sie müssen bleiben, als ein Zeitspruch aller Deutschen von heute! Was die Gegenwart von uns verlangt an Heimatstreue und eisernem Willen, das kann nicht besser und mahnender in zwanzig Worte eingeschlossen werden, als es einem namenlosen Sänger aus der Millionenschar unserer Feldgrauen mit diesen vier volkstümlichen Verszeilen gelungen ist:

„Es klingt ein Lied der Zeit,
Das singt: Vergiß dein Leid,
Tu deine deutsche Pflicht
Und denk' ans andre nicht!"

So sangen die deutschen Kanoniere bei der Nachtfahrt durch das Marmarameer. Und sie

sangen noch immer, als unser Boot um die zweite Morgenstunde einfuhr in den Hafen von Stambul, auf dessen schwarzem Wasser das Lichtergewirre des Ufers sich spiegelte mit wundersamen Glanzbändern und fließenden Feuerstreifen.

Licht hat ewige Dauer, Licht ist Leben, das immer wachsen, sich immer vermehren, sich überallhin verteilen will. Und wie das Licht, das unsterbliche Kind der Ewigkeit, so muß die unverlierbare deutsche Hoffnung sein, das unsterblich werdende Kind der Gegenwart. Aufgebronnen aus den innersten Tiefen des deutschen Wesens, muß dieses unverlöschbare Hoffnungslicht aus jedem deutschen Herzen mit Feuerstreifen und Glanzbändern überfließen in jede Bruderseele. Und umso heller und herrlicher muß die deutsche Hoffnung leuchten, je dunkler die Stunde wäre, in der wir ringen müssen um unseren Tag. —

Noch eine Woche in Konstantinopel. Viel Erfreuliches war zu hören. Und jetzt, da ich mich zwischen dem Schwarzen Meer und der Westspitze von Kleinasien reichlich umgeschaut und türkisches Volk gesehen hatte, besaß ich

in mir einen Maßstab, mit dem ich zu vertrauensvollen Schlüssen kam. Jetzt war ich, wie für die Route Berlin—Bagdad, auch gläubig geworden für die Route Bagdad—Berlin, freilich in wesentlich anderem Sinne, als wir's daheim in den Orientbroschüren zu lesen bekommen. Man müßte auf das erste Blatt eines jeden Buches, das von diesen Dingen handelt, als Motto das Wort des alten Bauern von Hissarlik schreiben: „Geduld muß man haben." Durch Jahrzehnte wird die deutsche Arbeit hier ein Geben sein müssen, bevor wir ans Empfangen denken dürfen. Aber ein fruchtbarer Boden ist das. Jede Saat wird aufgehen. Und das gesunde, entwicklungsfähige Volk der Türken, das seit Jahrhunderten von allen europäischen Abenteurern nur geschröpft, betrogen und mißbraucht wurde, wird sein begründetes Mißtrauen um so leichter überwinden, je rascher und deutlicher es zu erkennen vermag, daß es Schulter an Schulter jetzt zusammengeflochten ist mit Bundesgenossen, denen es nicht um flinken Handelsraub und Gewinn zu tun ist, sondern um den Ausbau großer, gemeinsamer Zukunftswege. Der politi-

sche Gedanke, für den wir im Orient wie in unserer eigenen Volksmeinung die rührigste und unermüdlichste Propaganda machen müssen, ist vor allem dieser eine: daß wir für ein starkes, unbedrohbares Deutschland, Österreich-Ungarn und Bulgarien die wesentlichste Zukunftsbedingung in der Neuschöpfung eines kraftvollen, unabhängigen und zu stolzer Machtfülle sich entwickelnden türkischen Reiches erkennen. So wahr wie das Wort, daß auf die Dauer nur der Tüchtige Glück hat, so wahr bleibt es auch, daß nur der Ehrliche und Uneigennützige die kürzesten und schnellsten Wege zu gutem Ziele findet. In jedem deutschen Offizier, in jedem deutschen Kaufmann und Techniker, den wir zur Wegbereitung in den Orient schicken, muß sich das Goldwort jenes Soldatenliedes in Fleisch und Blut verwandeln:

„Tu deine deutsche Pflicht
Und denk' ans andre nicht!"

Als mich bei der Heimfahrt der rauschende Balkanzug durch die meilenweiten Wüsteneien zwischen Stambul und Adrianopel führte, sah ich die blühende Ernte einer kommenden

Zeit. Alle Stationen waren vollgepfropft mit deutschen Frachtzügen, und die Feldgrauen, die mit diesen Zügen gekommen waren, streckten die Hände gegen die Fenster des Balkanzuges und riefen: „Zeitung? Zeitung? Haben Sie keine Zeitung?“ Für die Unseren, die draußen sind, durch Wochen und Monate abgeschnitten von aller Verbindung mit der Heimat, gehört es zum Härtesten: nichts von den Dingen zu wissen, die geschehen. Aber dieses Harte hat auch sein Gutes, und sicher ist es besser als das gierige Depeschenfressen in der Heimat, bei dem die Gedanken und Urteile ruhelos durcheinandergerüttelt werden, wie die Erbsen in einem rollenden Sack.

Die bulgarische Grenze ist überschritten. Und nun sieht man Felder, Felder, überall bebaute Felder. Und überall sind alte Männer, halbwüchsige Buben und junge Weiber auf den Äckern fleißig bei der Landmannsarbeit. Gott segne, du gesundes, tüchtiges Volk, den Samen, den du der Frühlingserde anvertraust!

Nun bin ich in Sofia. Das Wachstum der bulgarischen Metropole bewegt sich in Sie-

benmeilenstiefeln. Innerhalb dreier Jahre hat sich ihre Einwohnerzahl um mehr als das Doppelte vermehrt. Immer ist Leben und Bewegung in den sauberen Hauptstraßen der verheißungsvollen Stadt, die durch Art und Lage ein bißchen an Stuttgart erinnert — oder an Innsbruck, mit der schönen Wand der Berge im Hintergrund. Und etwas Charakteristisches ist an der Tatsache, daß das größte und schönste Gebäude von Sofia ein Volksbad ist.

In einer ruhigen Villenstraße steht ein stilles Haus. Ein kleines Empfangszimmer. Auf dem Boden ein schöner, alter Teppich. An der Wand eine Karte von Bulgarien, mit den Grenzen von einst. Dazu die Bilder des Königs, der Königin und des Kronprinzen. Auch eine Reliefkarte von Serbien ist da zu sehen. Sie wird hier noch immer hängen, während das Königreich Serbien von ehemals schon längst verschwunden ist.

Immer enger wird's in der knappen Stube, die sich mit Zigarettenrauch erfüllt. Eine kleine Volksversammlung von Diplomaten. Ich rechne schon mit einer Wartezeit von mehreren Stunden — da werde ich gerufen.

Der große, ruhige Raum, den ich betrete, möchte genau betrachtet werden. Mir fehlt die Zeit dazu, meine ganze Aufmerksamkeit gehört dem mittelgroßen, breitschultrigen und starkbärtigen Manne, der sich hinter dem Schreibtisch erhob und mir die Hand entgegenstreckt. Ein energischer Kopf mit wuchtig gemeißelter Stirne. Man sieht es ihr an, daß Überzeugungen und Wille in ihr wohnen. Blanker Verstand, forschende Beobachtung und zuwartende Freundlichkeit sprechen aus den ruhigen, blaugrauen Augen. Die zwei starken Wellen des ergrauten Vollbartes liegen weich zwischen Brust und Schultern, wie eine Löwenmähne. Der Kopf hat das Gedrungene und Machtvolle einer aus Holz geschnittenen Gallionfigur, die vor einem durch Sturm und hartes Wetter segelnden Schiffe die Brandung durchschneidet.

Das ist der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow, der ein Bismarck seiner aufblühenden Heimat wurde, die verheißungsvolle Glücksstunde seines Volkes erkannte und sie festhielt mit kühnem Griff.

Er spricht gut Deutsch, ein bißchen lang=

sam, jedes Wort abwägend, mit einer festgeprägten Originalität des Ausdrucks. Und ein kräftiges, heiteres Lachen hat er — ein Lachen, wie nur Männer es besitzen, die stark und ausdauernd an etwas Großes zu glauben vermögen. Ich bekam dieses Lachen zu hören, als ich aussprach: daß Bulgarien glücklich zu schätzen wäre, weil es wüßte, was es will. Und während er lachte, streckte er die Hand mit der Bewegung eines Besitzergreifenden, schloß die Faust und sagte: „Was zu uns gehört. Sonst nichts.“ Ich glaube, daß auch wir Deutsche unsere Zukunftswünsche in kein besseres und erschöpfenderes Wort einschließen können: „Sonst nichts, nur was zu uns gehört.“

Die Vermutung, daß der Krieg noch einen für Jahre aushaltenden Atem haben könnte, teilt Radoslawow nicht. „Es kann nicht mehr lange dauern, es geht dem Ende entgegen, bald. Unsere Gegner stehen vor dem Reste dessen, was sie an Kraft noch aufzubringen vermögen. Gewiß werden sie noch eine letzte gewaltsame Anstrengung versuchen. Namentlich im Westen wird der Sommer noch harte Tage bringen. Aber das Resultat für unsere Gegner

kann nur ein unwesentliches Hin und Her im Verlaufe der Frontlinie sein, nicht mehr. Mit welchem Aufwand haben sie das Abenteuer von Gallipoli und Saloniki begonnen! Und nicht minder kläglich, als auf Gallipoli, wird der Schiffbruch in Saloniki enden. Genau so wird's mit allem anderen sein, was noch kommen kann. Sie werden uns noch Arbeit machen, gewiß, aber jeden belanglosen Gewinn werden sie mit fürchterlichen Opfern bezahlen. Die Erfolglosigkeit ist auf die Dauer allen Unternehmungen sicher, denen der Glaube an die eigene Sache fehlt. Die leitenden Kreise bei unseren Gegnern, wie dick sie auch die Luftschlösser ihrer für die Zukunft eingekochten Siegeshoffnungen in ihrer Presse ausmalen mögen, wissen doch ganz genau, wie sie dran sind. Sie wissen: die Sieger sind wir! Und der Friede wird da sein, sobald bei unseren Feinden die gewalttätige Zensur hilflos wird, und sobald die verblutenden Völker unserer Gegner erkennen, wie schwer sie von ihren führenden Männern betrogen wurden." —

— Noch eine dreitägige Reise. Und ich sah die heimatlichen Berge im letzten Schnee,

sah die heimatlichen Felder im ersten, sprossenden Ährengrün.

Deutscher Frühling! Von tausend Liedern klingst du, von tausend Hoffnungen singst du, und deine zarte, träumende Sonnenfarbe ist das herrlichste von allen schönen Dingen der Welt!

Welches deutsche Gut wäre für uns zu wertvoll, welches deutsche Blut wäre für uns zu kostbar, als daß wir es nicht mit Freuden und restlos dafür einsetzen wollten, um der Heimat des deutschen Frühlings die blühende Unverletzlichkeit zu bewahren, ihren heiligen Boden zu behüten vor dem grauenvollen Vernichtungsschreck, den ich trauern und warnen sah auf allen Blutstraßen des Krieges!

Inhalt

	Seite
Bei Hindenburg	7
Straßenkampf in Grodno	30
Unterbrochenes Tagebuch	54
Die graue Hölle von Buckovica	109
Der Kampfboden am Ibar	126
Die Eisnacht an der Raska	143
Der Prepolac-Paß	170
Bulgarisches Presto	185
Türkische Ouvertüre	201
Deutsche Heimat am Bosporus	222
Dardanellenfahrt	243
Das Niemandsland auf Gallipoli	260
Schlußgesang	284

Einzelausgaben.

Bergluft. Hochlandsgeschichten. 10. Auflage. (11. u. 12. Tausend.) Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.
Oberland. Erzählungen aus den Bergen. 6. Auflage. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.
Almer und Jägerleut'. Neue Hochlandsgeschichten. 7. Auflage. (9. u. 10. Tausend.) Geh. M 4.—, eleg. geb. M. 5.—.
Aus Heimat und Fremde. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, eleg. geb. M 4.80.
Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Eine Hochlandsgeschichte. 19. bis 21. Auflage. (107. bis 109. Tausend aller Ausgaben.) Geh. M. 3.—. eleg. geb. M. 4.20.
Der Jäger von Fall. Eine Hochlandsgeschichte. 16. Auflage. Geh. M. 3 50, eleg. geb. M. 4.50.
Edelweißkönig. Eine Hochlandsgeschichte. 24. und 25. Auflage. (119. und 120. Tausend aller Ausgaben.) Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.
Der Unfried. Ein Dorfroman. 12. bis 14. Auflage. (99. bis 101. Tausend aller Ausgaben.) Geh. M. 4.—, eleg. geb M 5.—.
Der laufende Berg. Ein Hochlandsroman. 21. bis 23. Auflage. (106 bis 108. Tauf. aller Ausgaben) Geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.
Der Dorfapostel. Hochlandsroman. 17. und 18. Auflage. (67. und 68. Tausend aller Ausgaben.) Geh M. 5.—, eleg. geb M. 6.—.
Der Besondere. 6. Auflage. Geh. M 3.—, eleg. geb. M. 4.20.
Es war einmal . . . 6. Aufl. Geh. M. 3.—, eleg. geb M. 4.20.
Die Fackeljungfrau. Eine Bergsage. 7. Aufl. (60. und 61. Tausend aller Ausgaben.) Geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.20.
Gewitter im Mai. Novelle. 12. Aufl. Geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.20.
Rachele Scarpa. Novelle. 7. Aufl. Geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.20.
Tarantella. Novelle. 11. Auflage. Geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.20.
Die Jäger. 1. bis 10. Tausend. Geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.
Damian Zagg. 1. bis 12. Tausend. Geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.
Kreaturen. 1. bis 10. Tausend. Geh. M. 3 —, eleg. geb. M. 4.—.
Hubertusland. 1. bis 10. Tausend. Geh. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.
Die Sünden der Väter. Roman. 2 Bände. 10. Auflage. Geh. M. 8.—, eleg. geb. M. 10.—.
Die Bacchantin. Roman. 2 Bände. 13. u. 14. Auflage. (41. und 42. Tausend aller Ausgaben.) Geh. M. 8.—, eleg. geb. M. 10.—.
Der Hohe Schein. Roman. 2 Bde. 23. u. 24. Auflage. (83. u. 84. Tausend aller Ausgaben.) Geh. M. 8.—, eleg. geb. M. 10.—.
Schloß Hubertus. Roman. 2 Bände. 30. bis 32. Auflage. (114. bis 116. Tausend aller Ausgaben.) Geh. M. 10.—, eleg. geb. M. 12.—.
Waldrausch. Roman. 2 Bde. 13. u. 14. Tauf. Geh. M. 9.—, eleg. geb. M 12.—.
Die Martinsklause. Roman aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. 2 Bände. 26. bis 28. Auflage. (119. b. 121. Tausend aller Ausgaben.) Geh. M. 8.—, eleg. geb. M. 10.—.
Das Gotteslehen. Roman aus dem 13. Jahrhundert. 27. bis 29 Aufl. (112. bis 114. Tauf. aller Ausg.) Geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.
Der Klosterjäger. Roman aus dem 14. Jahrhundert. 54. bis 57. Aufl. (131. bis 134. Tauf. aller Ausg.) Geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.
Der Ochsenkrieg. Roman aus dem 15. Jahrhundert. 2 Bände. 1. bis 15. Tausend. Geh. M. 8.—, eleg. geb. M. 10.—.
Das neue Wesen. Roman aus dem 16. Jahrhundert. 15. Auflage. Geh. M. 5.40, eleg. geb. M. 6.50.
Der Mann im Salz. Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. 2 Bände. 13. bis 15. Auflage. (62. bis 64. Tausend aller Ausgaben.) Geh. M. 6.50, eleg. geb. M. 8.50.